

Pädagogische Monatshefte.

PEDAGOGICAL MONTHLY.

Zeitschrift für das deutschamerikanische Schulwesen.

Organ des

Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerbundes.

Jahrgang II.

Februar 1901.

Heft 3

Germanistik und schöne Litteratur in Amerika.

Vortrag, gehalten im Deutschen Verein der Columbia University, New York.

Von Prof. M. D. Learned, Ph. D., Philadelphia, Pa.

Die Behauptung, welche der im Auslande verweilende Amerikaner hört, Amerika habe noch keine Nationallitteratur, besonders keine nationale Dichtung gehabt, ist nicht ganz unbegründet, obwohl manchmal übertrieben. Dass es eine amerikanische Litteratur and sogar eine amerikanische Dichtung giebt, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Dass diese Litteratur aber zu einer grossen Weltlitteratur emporgewachsen ist und grosse Dichtergenies in der Ruhmeshalle der Dichtung aufzustellen hat, kann nur in einigen einzelnen Fällen behauptet werden. Longfellow allein unter unsern Dichtern hat neben den berühmten Unsterblichen in der Westminster Abtei einen Ehrenplatz gefunden. Muss man der amerikanischen Dichtung die höchste Originalität absprechen, so ist doch diese Litteratur in anderer Hinsicht eine der bedeutendsten Erscheinungen in der Weltkultur, der Ausdruck der kulturellen Bestrebungen eines freiheitatmenden elementaren Riesenvolkes in seinem Kampfe mit dem Naturmenschen im Urwald und in seinem Emporstreben aus dem Materialismus zur Idealität.

Selbstverständlich musste die literarische Produktion eines neuen heterogenen Volkes gerade an Neuheit leiden und manche Unebenheiten in Form und Auffassung dulden. Da gerade die Kolonisierung unter dem Drucke des dürrn Puritanismus stattfand, musste die Kunst mit zitternden Fittigen herumflattern wie eine Nachteule. Die in Neu-England herrschende religiöse Strenge wollte alles Leben von den Vorschriften des engen kurzsichtigen Puritanismus beherrscht wissen. Kein "Maypole," kein "Merry Mount," kein frisch aufjubilndes Volksleben mit

seiner sprudelnden Volkspoesie durfte der Liebe Mai unter freiem Himmel feiern. Die grauen Wände des Meeting—oder Schulhauses und die dunkle Gruft der freudevernichtenden Monotonie liessen die zarte Pflanze der Poesie nie zur Sonne hinaufblicken und sich im Tautropfen des Lenzes erquicken.

Im Süden, im Lande der Kavaliers, versuchte die Muse ihre Leier wieder anzustimmen;—versuchte am Ufer des James Flusses eine englische Übersetzung des Vergil, aber der Süden hatte nicht den kulturellen Hintergrund zur Ausbildung einer reichhaltigen Poesie. Durchblättert man Stedman's „Library of American Literature“ so findet man vor dem Ausbruch der Revolution nur trockne Gelehrsamkeit oder dürre Religiosität und dogmatische Moral. Die Kolonisten hatten die reiche englische schöne Litteratur zwar gelesen aber das Beste kaum geduldet, geschweige genossen oder neu geschaffen.

Erst nach dem Schluss der Revolution erwachte das litterarische Bewusstsein im amerikanischen Volke, und zwar unter dem Einfluss fremder Litteraturen und zunächst der französischen Litteratur. Es war ganz natürlich, dass die neugeborene Republik der dreizehn amerikanischen Kolonien, durch den blutigen Krieg mit dem Mutterlande erbittert, und durch die freundliche Theilnahme und Unterstützung des französischen Volkes innig berührt, einen engen Freundschaftsbund mit Frankreich, dem Urfeind Englands, schliessen sollte und so den Weg bahnten auf dem die Kulturbestrebungen, besonders die republikanischen Tendenzen Frankreichs und Amerikas zusammenfliessen sollten. Auf diese Weise wurde eine Ära französischer Kulturströmungen nach der neuen amerikanischen Republik, besonders nach den südlichen Staaten hin eröffnet. Diese Epoche aber war für die schaffende Kunst und Litteratur in beiden Ländern keine günstige. Frankreich war durch die Revolution zersplittert, und Amerika in einem rohen Naturzustand, dem nur die praktische und zwar die materielle und erzieherische Seite der französischen Kultur nützen konnte.

Da kam der kritische Wendepunkt in der Geschichte des amerikanischen Volkes, wo die Existenzpolitik der neuen Nation auf die Probe gestellt wurde. Die spanischen Besitzungen im Süden hatten die Ländergier des unersättlichen Korsikaners Napoleon gelockt und Spanien tritt auf einmal das ganze Louisiana Gebiet an Frankreich ab. Mit erstaunlich kluger und schneller Diplomatie erkaufte Amerika dasselbe Gebiet für die Summe von \$15,000,000. Diese Ereignisse nebst der Lostrennung der spanischen Republiken in Süd-Amerika vom spanischen Joch, erweckte frisches Interesse in den Vereinigten Staaten und fanden Wiederhall in der amerikanischen Litteratur. Der spanische Einfluss hat der amerikanischen Litteratur einen interessanten Stoff zugeführt, aber keine litterarische Technik und keine neuen Kulturelemente, wie Frankreich es gethan, und war deswegen nur von vorübergehender Bedeutung.

Mit der Einführung deutscher Kultur beginnt in Amerika eine wahrhaft schöne Nationallitteratur, in der der Geist des amerikanischen Volkes sich regt und frei bewegt, und man kann behaupten, dass der deutsche Einfluss auf amerikanische Kultur im neunzehnten Jahrhundert nicht nur der leitende sondern auch auf manchen Gebieten in einem gewissen Sinne, der umbildende gewesen ist. Die Erklärung weshalb gerade der deutsche Impuls in unserer Kultur den Sieg über Frankreich und England davongetragen, hat Lessing vor anderthalb hundert Jahren in Nr. 17 der „Briefe die neueste Literatur betreffend“ geliefert, wo er den Charakter des deutschen Volkes so klar und treffend zeichnet.

Die Ursachen der phänomenalen Wirkungen deutscher Kultur sind verschieden und reichen bis ins 17te Jahrhundert zurück.

In der ersten deutschen Ansiedlung in den Vereinigten Staaten, welche von Francis Daniel Pastorius in Germantown im Jahr 1683 gegründet wurde und in den darauffolgenden Niederlassungen von deutschen Mystikern, Pietisten, Mennoniten, Tunkern, und den Confessionen verschiedener Art wie Lutheranern, Reformirten, Herrnhutern, findet sich ein Kulturzustand, der viel mit dem Puritanismus in Neu-England gemein hat, obgleich er sich in Pennsylvanien zum grossen Teil in fremder Sprache und von der Kultur Neu-Englands getrennt im Stillen weiter entwickelte:

1. Diese deutschen Kolonisten waren von einem religiösen Ernste durchdrungen, der in manchen Fällen in Schwärmerei ausartete, wie in Neu England die übertriebene dogmatische Strenge in Hexenwut überging, nur mit dem Unterschied, dass unter den Deutschen eine humane Toleranz waltete.
2. Die deutschen Ansiedler waren wie die Puritaner ein freiheitsliebendes Volk und hatten sich vor der Tyrannei der alten Welt geflüchtet, um in der neuen ein friedliches Asyl zu suchen. Die Deutschen aber gingen noch weiter in ihren Freiheitsprinzipien und wandten dieselben auf das damals spukende Gespenst der Sklavenfrage an, machten sogar schon 1688 Protest gegen die Neger-Sklaverei in Amerika.
3. Die deutschen Kolonisten waren wie die Puritaner Träger, Vertreter und Vorkämpfer der Volkserziehung und höheren Kultur. Die Deutschen hatten ihre Gemeinde- oder Kirchenschulen unter der Leitung des Pfarrers, wie die Puritaner ihre „Townschools“ unter der Aufsicht des Town- oder Village Parson. In der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts schon hatten fast alle deutschen Sekten in Pennsylvanien Gemeindeschulen gegründet und als nach 1740 Mühlenberg und Schlatter, Vertreter der Bestrebungen des Franckeschen Pädagogiums in Halle, nach Amerika kamen, machte man Anstalten, Volksschulen im weiteren Sinne in verschiedenen Gegenden zu gründen und somit die Grundlage zur späteren Volkserziehung zu legen.

4. Die Deutschen Kolonisten wirkten wie die Puritaner auch produktiv, aber druckten verhältnissig weit mehr Bücher als ihre Puritanernachbarn. Aus den letzten drei Vierteln des vorigen Jahrhunderts kennen wir etwa 2,000 deutsche Drucke amerikanischer Imprimatur. Unter ihnen die Bibel von Saur.

Selbstverständlich bildet diese eigenartige deutsche Kultur, die sich allmählich nach Maryland, Virginien und später nach dem Westen ausdehnte, die Grundlage zur Weiterentwicklung des deutschen Kultureinflusses in Amerika im 19ten Jahrhundert aber nicht durch direkte Ausbreitung desselben auf das anglo-amerikanische Element. Der vorwiegende Kultureinfluss in den Vereinigten Staaten während des 18ten Jahrhunderts blieb der englische. Die meisten Puritaner standen damals wie jetzt dem deutschen Kulturelement gleichgültig gegenüber. Nur auf einem Gebiete berührten sich die besten Kulturströmungen und zwar auf dem der Theologie und Religion. Der aufgeweckte Puritanische (Yankee) Theologe, schon im 18ten Jahrhundert, durfte nicht die deutschen Fachgenossen ganz ausser Acht lassen. Und gerade der Pietismus und die Erziehungsbewegung des Halleschen Pädagogiums erregten unter den puritanischen Philanthropen ein warmes Interesse. Schon Cotton Mather im Anfang des 18ten Jahrhunderts stand mit dem grossen Pietisten Francke, dem Gründer der Halleschen Institute in Verbindung und verfolgte mit wahren Enthusiasmus das Unternehmen. Auf dem Gebiete der schönen Litteratur zeigt sich der deutsche Einfluss in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts. Unter den vielen Hunderten von deutschamerikanischen Drucken waren eine Anzahl von Litteraturwerken, wie Gessner und andere.

Obgleich man nur gelegentlich die Aufmerksamkeit auf die deutsche Litteratur lenkte, lernte man doch mit der Zeit die Namen Gessner, Wieland, kennen. Durch englische Zeitschriften und sonstige Publikationen wurde man mit der deutschen Litteratur bekannt. Es ist bezeichnend, dass Charles Brockden Brown, der erste Romanschreiber von Bedeutung in der amerikanischen Litteratur und der eigentliche Begründer des amerikanischen Romans, obgleich unter starkem englischen Einfluss, was Sprache, Stil und litterarische Tradition anbelangt, einen deutschen oder deutsch-amerikanischen Stoff zum Thema seines ersten Romans, „Wieland,“ gewählt. Brown gebührt die Ehre den Wert der ethnischen Charaktertypen für den gesammten Nationalcharakter des amerikanischen Volkes erkannt und diese Rassentypen in unsere Litteratur eingeführt zu haben. Er scheint die territoriale Ausdehnung und die spätere kulturelle Entwicklung der neuen Republik schon vorgeahnt zu haben, denn er fühlte in den Adern des aufblühenden amerikanischen Handels den Pulsschlag einer schnell heranwachsenden Weltmacht, und verwertete diese Momente in den kosmopolitischen Charakteren seiner Romane.

Mit dem Jahre 1815 beginnt eine neue Epoche in unserer National-litteratur, die man kurzweg die *deutsche* nennen darf, da die Hauptanregung von Deutschland ausging. Schon in den ersten Jahrzehnten des 19ten Jahrhunderts, 1809, hatte Washington Irving das altholländische Leben in New York zum Thema seiner „Knickerbocker—History of New York“ gewählt, ein Gebiet dem sein Mitarbeiter Paulding später das Thema zu seinem Romane „The Dutchman's Fireside,“ 1831, entnahm.

Aber die Periode des direkten deutschen Einflusses fing da an, wo junge Amerikaner nach Deutschland gingen um sich auf deutschen Universitäten auszubilden. Im Jahre 1815 gingen George Ticknor, Edward Everett, u. 1818, und später George Bancroft u. a. nach Göttingen und blieben mehrere Jahre in Deutschland. Als Resultat dieses Aufenthaltes im Auslande brachten sie von dort eine neue Methode des wissenschaftlichen Schaffens mit, die sich bald auch auf dem Gebiet der Geschichtschreibung, wie der Erziehung und der Litteratur bemerkbar machte. Ticknor giebt in seinen Briefen eine treffende Charakteristik dieser neuen Methode, wie er sie in Göttingen bei Prof. Schulze beobachtet hatte.

In den letzten Jahrzehnten des 18ten Jahrhunderts und im Anfange des 19ten, fand die deutsche Litteratur immer mehr Aufnahme in England und Amerika durch die Übersetzungen und sonstigen Arbeiten von William Taylor von Norwich, Walter Scott, Samuel Taylor Coleridge and Southey, und wirkte durch sie befruchtend auf die amerikanische Litteratur ein. Neben den Übersetzungen umfangreicher deutscher Werke, wie Wielands „Oberon“ durch Sotheby übersetzt, erschienen während dieser Periode eine grosse Anzahl von englischen und amerikanischen Übersetzungen neuerer deutscher Gedichte in amerikanischen Zeitschriften und bereiteten das Lesepublikum auf eine tiefere Kenntnis der deutschen Litteratur vor, die beim Anbruch der neuen Epoche des direkten Einflusses deutscher Wissenschaft und Litteratur in Amerika nach 1815 sich zeigte.

Das Zusammentreffen der indirekten deutschen Strömung über England und der direkten, die von den deutschen Universitäten ausging, in Neu-England, machte in manchen Richtungen Epoche und wirkte umbildend auf das geistige Leben Neu-Englands ein.

George Bancroft als Schüler Heerens, des Vertreters der neuen deutschen Geschichtschreibung in Deutschland, legte den Grund zur amerikanischen politischen Geschichtschreibung. George Ticknor, als Schüler Benecke's und Schulze's in Göttingen, verpflanzte nach Amerika die litterarhistorische Methode der Deutschen und lieferte in seiner Geschichte der spanischen Litteratur („History of Spanish Literature“) ein Muster- und Meisterstück litteraturgeschichtlicher Forschung, dem leider seine Landsleute seitdem nicht in gebührender Weise nachgearbeitet haben. Edward Everett, der nach Deutschland ging um sich für

die neu gegründete Professur des Griechischen an der Harvard Universität vorzubereiten, publizierte in der „North American Review“ eine ganze Reihe von Aufsätzen über Deutschland, besonders über das deutsche Erziehungswesen und die deutsche Litteratur und trug viel dazu bei, das wissenschaftliche Studium der Litteratur in Cambridge und Boston und in Neu England überhaupt anzuregen und zu fördern. Everett importierte auch eine grosse Masse deutscher Bücher für die Harvard Universitätsbibliothek und machte so den Studierenden die zeitgenössische deutsche Litteratur zugänglich. Schon 1825 ging man mit dem Gedanken um, die neue deutsche Methode in den Lehrplan der Harvard Universität einzuführen. Im Jahre 1824, also kurz vorher, kamen Karl Beck und Karl Follen nach Amerika. Beck wurde Professor der lateinischen Sprache an der Harvard Universität und Follen übernahm 1825 den deutschen Unterricht daselbst.

Mit Follens Anstellung in Cambridge beginnt eine neue Epoche in der Geschichte der Germanistik in Amerika. Man hatte zwar schon im 18ten Jahrhundert den Anfang eines systematischen Studiums der deutschen Sprache gemacht, aber der Versuch beschränkte sich meistens auf das deutsche Element in Pennsylvanien, wie aus folgenden in dieser früheren Zeit erschienenen Werken ersichtlich ist:

1. Bachmaier, John James, M. A. „A complete German Grammar in two Parts, the first containing the Theory of the Language through all the parts of Speech, the second part is the Practice in as simple a manner as can be desired. 8 vo. Preface 2 pp. Text 313 pp. and Index Philadelphia 1771. Henrich Miller.“ (From the 3d edition of 1771 (London) the first having appeared in London 1751). Eine zweite amerikanische Ausgabe erschien 1774 in Carlisle unter folgendem Titel:
2. Bachmaier J. J. „A German Grammar, to which are also annexed Instructions for Germans to acquire a Knowledge of the English Language.“ Eine verkürzte Ausgabe erschien im Jahre 1828 in Philadelphia.

Im Jahre 1812 erschienen in Lancaster zwei Werke von grosser pädagogischer Bedeutung:

3. Mühlenberg und Schipper. „Deutsch-Englisches und Englisch-Deutsches Wörterbuch. Nebst einer deutschen Sprachlehre und den Grundregeln für Aussprache beider Sprachen.“
4. B. J. Schipper. „Rudiments of the German Language, with an Appendix containing the pronunciation of the English letters.“

Selbstverständlich hatten die Deutschen in Pennsylvanien von Anfang an ihre deutschen Lehrbücher, welche in den deutschen Schulen gebraucht wurden.

Im Jahre 1826 gab Follen in Cambridge, Mass., sein „Deutsches Lesebuch für Anfänger“ heraus, das in Neu-England das Studium des Deutschen systematisch anleitete. Auch durch seine Vorlesungen über deutsche Litteratur regte er die Studierenden auf der Universität an. Gleichzeitig mit Follen arbeiten in der neuen deutschen Richtung seine amerikanischen Kollegen Ticknor, Everett, Bancroft, Beck und Andere, wie Theodore Dwight, Henry Edwin Dwight, der mit seinem Bruder Sereno das „Gymnasium“ in New Haven leitete, und 1829 sein viel gelesenes Werk, „Travels in the North of Germany in the Years 1825-6“ herausgab, Alexander Hill Everett der eine Anzahl „Essays“ über Europäische Litteratur für die „North American Review“ schrieb und unter anderen die deutschen Dichter, besonders Schiller, mit feinführender Kritik behandelte und dem Publikum verständlich machte.

Auf diese neue von Deutschland ausgehende Anregung in den zwanziger Jahren in Neu-England folgte die erste, man möchte sagen die einzige, grosse schaffende Epoche in der amerikanischen Litteratur, besonders in der amerikanischen Dichtung. Longfellow, Emerson, Margaret Fuller und die ganze Gruppe der sogenannten „Transcendentalists“ schöpften entweder indirekt durch Carlyle oder direkt aus dem deutschen Quell und schufen in prosaischer und metrischer Form eine wahrhaft schöne amerikanische Nationallitteratur, welche die Folgezeit nicht wieder erreichte. Longfellow als Vermittler deutscher Poesie in schöner reiner poetischer Form behauptet noch den höchsten Rang unter unsern Dichtern, und gerade da, wo der Amerikaner den grossen Dichter erkennt, in der „Golden Legend“, erscheint er ein würdiger Nachahmer und Interpret des Altmeisters Goethe. Seine ganze Auffassung des „Christus“, besonders der „Golden Legend“, ist Goethe'sch und echt deutsch, obgleich er den Stoff teilweise dem amerikanischen Leben entnahm.

Was wäre Emerson ohne Kant (und Carlyle)? und was wären die Transcendentalen, Margaret Fuller und die andern Concorde Dichter und die Schwärmer der Brook Farm ohne diese deutsche Anregung? Es war kulturelle Gerechtigkeit, dass der grosse Philosophen-Essayist Emerson einen deutschen Schüler haben sollte wie Hermann Grimm. Von William Ellery Channing bis James Russell Lowell ist der deutsche Einfluss auf unsere Litteratur unverkennbar und unsere grössten Dichter haben bewusst oder unbewusst unter diesem Einfluss gedichtet und geschrieben. Wo eine Rückkehr zu rein englischen Vorbildern stattgefunden, ist der Mangel an schöpferischer Kraft, poetischer Tiefe und kulturhistorischer Auffassung leicht bemerkbar.

In dieser Periode der deutschen Anregung in Neu-England haben wir die Anfänge der amerikanischen Germanistik zu suchen, aus der unsere Geschichtsschreibung, unser späteres akademisches Erziehungswesen, unsere Gymnastik, unsere Musik, zum Teil unser Forschungstrieb auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, unsere liberale Tendenz in Theologie und

Religion, besonders die sogenannte neue Kritik ("new criticism"), unsere Philosophie und zum grossen Teil, unsere schöne Litteratur und angehende litterarische Kritik direkt oder indirekt erwachsen sind. Von dieser Zeit an war Deutschland den gebildeten Amerikanern ein zweites Athen und der Strom der amerikanischen Studenten nach Deutschland wuchs von Jahr zu Jahr.

Inzwischen war die Revolution von 1848 ausgebrochen und eine grosse Menge gebildeter Deutschen nach Amerika ausgewandert, deren viele Lehrstellen fanden an amerikanischen Colleges und Universitäten. Deutsch wurde nun auf den meisten akademischen Anstalten als Disciplin anerkannt und in den Lehrplan aufgenommen.

Nach dem Ende des Bürgerkrieges (Sezessionskrieges von 1861-1865) beginnt die zweite Hauptepoche deutschen Einflusses in Amerika, die Epoche der neuen Erziehungsbestrebungen und der Gründung von (wirklichen) Universitäten, und somit die Einführung deutscher Unterrichtsmethoden und der deutsche Forschungstrieb, mit einem Worte die Epoche der wissenschaftlichen Methode.

Im Laufe von fünfundzwanzig Jahren sind beinahe ebenso viele Universitäten entstanden, welche entweder neugegründet wurden wie die Johns Hopkins, Leland Stanford, Jr., und Chicago Universität, oder aus alten Colleges erwachsen sind, wie Harvard, Yale, Columbia, Pennsylvania, Cornell und andere. Gerade diese neuen Universitäten sind die Hauptstützen der germanistischen Studien in Amerika. Die sämtlichen germanistischen Abteilungen (Departements) an diesen Pflegestätten der deutschen Sprache und Litteratur sind vom deutschen Geist durchdrungen und von deutschen Methoden beherrscht. Das deutsche Seminar ist bei allen eingeführt worden und wissenschaftliche Forschung, sowohl auf dem Gebiete der Philologie im engeren Sinne (Linguistik), als auf dem der Litteratur, ist das akademische Lösungswort geworden. Als Resultat dieses Forschungstriebes hat Amerika eine ansehnliche Masse tüchtiger wissenschaftlicher Resultate aufzuweisen, selbst auf dem Gebiete der Litteratur. Viele von diesen Arbeiten haben unter den Fachgenossen in Deutschland Anerkennung gefunden, und die Universitäten wie die Verfasser selbst dürfen mit Recht stolz darauf sein. Auch für die Wissenschaft in Amerika ist das schon eine grosse Errungenschaft, die auch für die Zukunft viel verspricht.

Betrachtet man aber die Entwicklung der germanistischen Studien und der Philologie überhaupt in Amerika von Benjamin Woodbridge Dwight's „Modern Philology“ (1864) bis auf die neuesten Forschungen der lebenden amerikanischen Philologen und fragt man nach dem Einfluss dieser Studien auf unsere Litteratur, so findet man eine erstaunlich weite Kluft zwischen den Philologen und den zeitgenössischen Schriftstellern, ich will nicht sagen Dichtern, in Amerika.

Welches ist nun die Ursache dieser Gleichgültigkeit von Seiten un-

serer Schriftsteller gegen die neuere Philologie und Litteraturwissenschaft? Der Grund liegt, man muss es gestehen, in dem Mangel an litteraturwissenschaftlicher Methode und, was noch schlimmer ist, an der Oberflächlichkeit und Kleinmalerei unserer Schriftsteller; und in dem Mangel an einer tiefgehenden Auffassung der amerikanischen Kultur als Hintergrund einer Nationallitteratur.

Verderbliche Tendenzen haben sich unserer Litterateurs bemächtigt:

Erstens, die schnelle Entwicklung unseres Handels und unserer Industrie hat die materiellen Interessen unseres Lebens in den Vordergrund gestellt, und so eine Umänderung des akademischen Lehrplanes erfordert, so dass die alten liberalen Disciplinen einen beträchtlichen Teil der ihnen gewidmeten Zeit haben abtreten müssen. Auch die alten „Professionen“, Recht (nicht „Rechte“ wie in Europa) und Medizin, haben sich hier zu Lande fast ausschliesslich dem „Geldmachen“ gewidmet und drohen jetzt den alten festen akademischen Unterbau umzustürzen.

Zweitens, ein verderbliches Element für unsere Litteratur ist das anglo-amerikanische Zeitungswesen, welches das Publikum mit einer förmlichen Hochflut von gemeinen, allen guten Geschmack verderbenden Lokalgeschichten und Sensationen überschwemmt, und, was noch schlimmer ist, eine Generation oberflächlicher, genialer Schriftsteller heranzubildet und an die Stelle der früheren hochgebildeten genialen idealisierenden Dichter der letzten Generation gesetzt.

Drittens, eine unersättliche *Novellenwut* hat unsere Schriftsteller wie das Publicum ergriffen, und die anderen litterarischen Gattungen in den Hintergrund gedrängt.

Viertens, als Resultat dieses Unwesens in unserer Litteratur sind hohe Ideale und kritischer Sinn eine Seltenheit geworden und man kann behaupten, dass die litterarische Kritik der Gegenwart bei uns hinter der ersten Hälfte des Jahrhunderts zurücksteht.

Wie oft muss man die Jeremiade hören, die Erziehungsanstalten, Colleges und Universitäten, hätten noch keinen Dichter erzogen! Das ist an sich eine oberflächliche Beobachtung, ein Kind der Zeit. Unsere grössten Dichter und Litterateurs haben fast ohne Ausnahme eine College- oder Universitätsbildung genossen, und verdankten dieser Bildung die leitende Stellung, die sie unter ihren Mitbürgern eingenommen. Man braucht nur an Emerson, Longfellow und Lowell zu erinnern.

Wie kann dem Grundübel in unserer Litteratur abgeholfen werden? Man muss also entweder in der Vergangenheit des englischen Volkes oder in der Litteratur eines fremden Volkes neue Anregung suchen. Welch reiche Fülle an Stoff aus den altgermanischen Quellen zu schöpfen wäre, hat William Morris schon angedeutet in seinen Dichtungen auf diesem Felde, besonders in dem „*Fall of the House of the Wolfings*“, wo er musterhafte Nibelungenstrophen in englischer Sprache nachgebildet hat. Auch in den früheren Perioden der englischen Dichtung liegen

reiche Schätze an Stoffen, wie sie die neuere Philologie aufgedeckt hat, wenn nur die erforderliche Auffassung vorhanden wäre. Aber die Geschichte lehrt, dass die fruchtbarsten Epochen litterarischen Schaffens ihren Ursprung in fremden Litteraturen haben. Es ist eben diese Berührung mit dem Leben und der Kultur fremder Völker, welche zur litterarischen Produktion anregt, indem sie den Gesichtskreis erweitert und den einheimischen Dichtern und dem Volke neue Stoffe und neue Formen zuführt.

Suchen wir als Amerikaner also unter fremden Litteraturen nach Originalität und massgebender Form, so finden wir in Deutschland allein eine Litteratur, welche reichhaltigen Stoff, kulturgeschichtliche Auffassung und musterhafte Form in eins verbindet.

Amerika hat noch keine klassische Periode in seiner litterarischen Entwicklung erreicht und selbst in der Blütezeit nur Anläufe zur Klassizität gemacht. Es muss daher im Auslande klassische Vorbilder suchen, und zwar bei demjenigen Volke, dessen Geist und Kultur der amerikanischen am nächsten verwandt ist. Ein solches Volk ist das deutsche, welches schon eine klassische Epoche unter dem direkten Einflusse der Antike erlebt hat und dessen Kultur seit zwei Jahrhunderten auf das amerikanische Leben einwirkt.

Man findet gerade in der Germanistik von heute das, was der litterarischen Methode abgeht:

Erstens, klassische Vorbilder wie Goethe und Schiller, welche ohne mechanische Nachahmer gewesen zu sein, das Beste der Antike sowie des modernen Geistes in sich aufgenommen, mit dem einheimischen Geiste verschmolzen und in neue Formen gegossen und so als modern-klassische, den Volksgeist atmende, litterarische Meisterwerke wiedergegeben haben. In ihnen lebt der grosse Shakespeare mit Sophokles und Euripides von Neuem in der Weltlitteratur auf.

Zweitens, die Germanistik bietet eine wissenschaftliche Methode und litterarhistorische Kritik, was bekanntlich den Engländern wie den Amerikanern in den letzten Jahrzehnten beinahe gänzlich gefehlt. Selbst das durch das historische Studium wiedererweckte Interesse für die älteren Perioden der englischen Litteratur haben wir der philologischen Methode zu verdanken, und was man in den letzten Jahren in Amerika neu entdeckt und mit dem Namen "Comparative Literature" getauft hat, ist schon lange in Deutschland in aller Stille als das historische Studium der Litteratur bekannt und gepflegt worden. Schon Georg Ticknor und Edward Everett befanden sich in ihrer litterarischen Methode auf dem deutschen Standpunkte und waren manchen ihrer späteren Nachfolger weit voraus.

Drittens, die Germanistik führt zu einer kulturgeschichtlichen Auffassung des einheitlichen Stoffes, der litterarischen Momente der Nationalgeschichte und des Volkslebens. Ein Volk kann überreich sein an

litterarischem Stoff und sogar an Schriftwerken, aber trotzdem arm an Erzeugnissen von wahrhaft litterarischem Wert. Das ist bei unserm Volke der Fall, wo eine Unmasse von Schriftwerken, besonders Romane, vorhanden, aber unter allen kaum ein geniales, klassisches, der Weltgeschichte angehörendes Meisterwerk zu finden ist. Man ist meistens nur darauf bedacht, zahlreiche Auflagen zu erzielen und schreibt für den Tagesgeschmack und nicht für die Dauer. So lange die kulturgeschichtliche Auffassung der Aufgabe fehlt, kann keine Nationallitteratur entstehen.

Viertens, die Germanistik (und die deutsche Litteratur insbesondere) leitet auf das Verständnis, die Würdigung und technische Verwendung der klassischen Formen hin. Die Hauptvertreter der klassischen Periode in Deutschland haben keine Mühe gescheut, die Technik der Meisterwerke der antiken Dichter sowohl wie der Renaissance und Neuzeit genau zu studieren und die Strenge der antiken Form dem modernen Stoff anzupassen.

Fünftens, legt die Germanistik den Grund zu einer ästhetischen Volkserziehung, welche mit den Kinderjahren anfängt und den Schüler ins Leben begleitet. So wollte Schiller das deutsche Volk gebildet wissen und schrieb zu diesem Zwecke seine „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen,“ (1795).

Es wäre nun die Aufgabe der Germanisten in Amerika nicht nur die Studierenden zu wissenschaftlichen Forschungen auf einem Spezialgebiet der Germanistik anzuregen, sondern ihnen und durch sie dem Volke auch eine tiefere Kenntnis der deutschen Litteratur und der Beziehungen zwischen der deutschen und amerikanischen Kultur beizubringen und so mit zu arbeiten an der Entwicklung einer wahrhaft nationalen Litteratur in Amerika.

Education in the United States.*

Eine Buchbesprechung.

(Für die Pädagogischen Monatshefte.)

Von *Dir. Emil Dapprich*, Milwaukee, Wis.

Für die eben geschlossene Weltausstellung in Paris hat Prof. Nicholas Murray Butler von Columbia University, einer unserer hervorragenden Pädagogen, das oben genannte Werk veröffentlicht. Es soll die Entwicklung des amerikanischen Schulwesens und seinen gegenwärtigen Stand zur Darstellung bringen, und enthält ausser der Einleitung des Verfassers 19 Monographien über die wichtigsten Punkte der gesamten amerikanischen Erziehung. Da dasselbe preisgekrönt aus der Weltausstellung hervorging, lässt sich erwarten, dass es eine epochemachende Arbeit ist. Dieses ist in der That der Fall. Ganz spezielle Verdienste besitzen die folgenden Beiträge:

„Die Elementarschule“, von Dr. Wm. T. Harris,

„Lehrerbildung“, von Prof. B. A. Hinsdale,

„Wissenschaftliche und technische Erziehung“, von Pres. T. C. Mendenhall,

„Erziehung der Indianer“, von Supt. Wm. T. Hailmann.

Die Namen dieser Mitarbeiter bürgen schon im voraus für die Güte ihrer Werke. Diese Monographien sind jedem Leser unserer Pädagogischen Monatshefte zum gründlichen Studium zu empfehlen; sie atmen den Geist echt kosmopolitischer Forschung und sind so frei von der engherzig nativistischen Beschränktheit des Durchschnittsschulmeisters in diesem Lande, dass man sich mit Freuden in den Inhalt dieser Abschnitte vertieft. Die allseitige und gründliche Behandlung, die präzise und gewandte Darstellung geben diesen Kapiteln einen dauernden litterarischen und pädagogischen Wert. Es verdient aber eine ernste Rüge, dass ein Werk wie das vorliegende nicht eine Darstellung des Einflusses der privaten und kirchlichen Lehranstalten auf die Bildung des amerikanischen Volkes bringt. Aus diesen Anstalten ist eine so stattliche Reihe grosser Männer hervorgegangen; sie haben auf die Entwicklung des öffentlichen Schulwesens einen so mächtigen Einfluss ausgeübt und bis in die Gegenwart an der Volksbildung in den Vereinigten Staaten so wacker mitgeholfen, dass ich dem Redakteur, und sei er noch so berühmt, den Vorwurf nicht ersparen kann, er habe das grosse Wort des Klassikers vergessen: „Audiatur et altera pars.“

Auch die Bewegung für die mehrsprachige Volksschule, welche die Schule der Zukunft bei allen Kulturvölkern werden muss, und die Fort-

*) Education in the United States. A Series of Monographs prepared for the U. S. Exhibit at the Paris Exhibition, 1900. Edited by Nicholas Murray Butler, Professor of Philosophy and Education in Columbia University, New York. Albany, N. Y., J. B. Lyon Co., 1900.

schritte in der inneren Gestaltung des Schulwesens hier zu Lande hätten spezielle Behandlung verdient.

Über die Kindergärten referiert Frl. Susan E. Blow. Von den Verdiensten, die sich Herr und Frau Hailmann um dieselben erworben haben, von der Einführung derselben durch Papa Feldner in Detroit und Peter Engelman in Milwaukee, von der Agitation durch den Nat. Deutscham. Lehrerbund weiss die gute Dame nichts, oder will nichts davon wissen. Dagegen publiziert sie eine Reihe von Berichten ganz obskurer Personen, die für die Frage von geringer Bedeutung sind. Wäre es nicht weiser gewesen, klar darzulegen, welche Veränderungen resp. Verbesserungen die Schöpfung Fröbels durch die amerikanischen Kindergärtnerinnen erfahren hat, und welche noch anzustreben sind. Da Miss Blow die einzige Dame unter den Mitarbeitern an diesem grossen Werke ist, so durfte man von ihr etwas Ausgezeichnetes erwarten. Diese Erwartung hat sich leider nicht erfüllt. Trösten wir uns mit dem Worte Goethes: „Was in dem Menschen nicht ist, das kommt auch nicht aus ihm.“

Die schwächste Leistung in beiden Bänden ist der Artikel: „Erziehung in Kunst und Industrie.“ Der Schreiber desselben, Herr Clarke von Washington, D. C., kennt eigentlich nur 3 Arbeiter auf diesem Felde, die Herren Walter Smith, J. D. Philbrick und Chas. C. Perkins. Ich will die Verdienste der Genannten durchaus nicht schmälern; aber ich kenne persönlich mindestens 50 Zeichenlehrer, die in ihren Wirkungskreisen so Vorzügliches geleistet haben, dass ihre Namen in dieser Arbeit erscheinen sollten. Ausser diesen sind eine Anzahl von Künstlern auf den Gebieten der Lithographie, des Holzschnitts, des Kupferstichs etc. zu erwähnen, die sich unsterbliche Verdienste um die Bildung des am. Volkes in bezug auf Geschmack am Schönen erworben haben. Da ist vor allen Herr Prang in Boston zu nennen, dem das amerikanische Volk grossen Dank schuldig ist. Dass wir von den Franzosen, Italienern und Deutschen in den schönen Künsten mehr gelernt haben als von den Engländern, weiss jeder, der sich um diese Sache ein wenig bemüht hat; Herr Clarke weiss dies nicht. Auch weiss er nicht, dass in den deutschamerikanischen Schulen seit mehr als 50 Jahren das Zeichnen mit Liebe und Geschick gepflegt wurde, dass in ihnen ganz bedeutende Männer die erste Anregung für ihren zukünftigen Beruf empfangen haben, wie z. B. Karl Marr, der Schöpfer der Flagellanten.

Es lohnt sich kaum, aus einem so umfangreichen Werke für unsere Leser irgend welche Auszüge zu machen; wir raten jedem, diese Arbeit nach eigenem Ermessen zu thun und sind fest überzeugt, dass keiner das Buch ohne grosse Befriedigung aus den Händen legen wird.

Zu Washingtons Geburtstag.

I. Washington.

Zwei Gedichte.

Wenn wir den Grössten uns'rer Toten nennen,
So nennen, Washington, wir jubelnd dich;
Den Vater, hiess es, von den Kindern trennen,
Rühmt ohne dich Columbias Grösse sich.

Was je die Nachwelt Herrliches besungen:
Staatsklugheit, Heldenruhm und Opfermut
Für Volkeswohl, auch andern ist's erklungen;
Doch dir gebührt ein höherer Tribut:

Wohl gab es Helden, die in manchen Kriegen
Dir ebenbürtig glänzten, und im Rat
Gab's weis're Männer auch; doch das Besiegen
Des Selbst im Glück war einzig deine That.

Dich reizte Purpur nicht, und von dem Throne,
Den man dir bot, da wandtest du dich ab:
Doch dafür schmückt dich nun die Bürgerkrone;
Des Volkes Liebe folgte dir ins Grab.

Des „Vaterlandes Vater“ man dich nennet,
Columbias vielgepries'ner Freiheitsheld! —
Doch Bürgertugend keine Grenzen kennet:
Des grössten Bürger nennet dich die Welt!

Constantin Grebner.

Entrollt euch, Firmamente,
Zeigt eurer Sterne Pracht,
Es wacht ein Stern, der glänzet
Mit hoher Ruhmesmacht.

Ein Stern ist's erster Grösse,
Der grossen Sonne gleich,
Die ihren Segen spendet
Dem ganzen Erdenreich.

Drum Heil, Columbia, hehre,
Die solchen Sohn gebär,
Dem alles nur die Menschheit
Und ihre Wohlfahrt war.

Was galt ihm eine Krone,
Was galt ihm Fürstenmacht?
Auf Freiheit seiner Brüder
War nur sein Herz bedacht.

Es glänzt von grossen Namen
Der Himmel jener Zeit.
Doch alle überstrahlet
Sein Werk an Herrlichkeit.

Noch haben zu den Heil'gen
Die Päpst' ihn nicht gezählt,
Doch schon hat ihn die Menschheit
Sich zum Patron erwählt.

Und im Kalenderbuche
Heisst dieser Tag jetzt schon
Der Wiegentag der Freiheit,
Der Tag des Washington.

M. Lillenthal.

II. General Johann von Kalb und seine Beziehungen zu Washington.

Zum 169. Geburtstag Washingtons, dem 22. Februar 1901.

(Für die Pädagogischen Monatshefte.)

Von *Henry Raab*, weiland Staats-Schulsuperintendent von Illinois.

Wer George Washington war und was er für die Vereinigten Staaten bedeutet, weiss jedes Schulkind, und es wäre vergebliche Mühe, seinen Charakter und seine Verdienste um die Unabhängigkeit unseres Landes beschreiben zu wollen. In den letzten Jahren ist auch die Forschung inbetreff „des Vaters des Vaterlandes“ so ausgedehnt betrieben worden, dass kaum ein Winkelchen im Leben des grossen Mannes sich dem Lichte entzieht. Selbst in Romanen und Novellen wird er zum Helden gemacht und gefeiert, so dass auch der wenig ernste Leser sich ein Bild von seiner Persönlichkeit entwerfen kann. Ich will deshalb bei dieser Gelegenheit eines deutschen Mannes gedenken, dessen Verdienste um die Erlangung der Unabhängigkeit des Landes selten hervorgehoben werden und der, ausgenommen im Namen von Städten und Counties, fast gänzlich der Vergessenheit anheimzufallen droht. Selbst seine Herkunft war lange in Dunkel gehüllt und seine Schicksale, ehe er mit Lafayette übers Meer kam, um für die Unabhängigkeit der dreizehn Kolonien zu kämpfen und zu sterben, waren unbekannt, bis Friedrich Kapp in seinem Leben Kalb's (Stuttgart, bei Cotta, 1862) darüber Licht verbreitete. Ich halte mich in dem Folgenden streng an Kapps Werk und werde mich bemühen, so kurz als möglich, das Wichtigste aus dem Leben des grossen Kriegers und Mannes hervorzuheben.

Der Adelstitel, das Wörtchen *von* vor dem Namen Kalb, hat die Welt annehmen lassen, dass unser Held aus einem begüterten Geschlecht stammen müsse, und Geschichtsforscher haben nach der reichsfreiherrlichen Stammburg „derer von Kalb“ in Süddeutschland gesucht. Es unterliegt aber keinem Zweifel, dass unser Johann Kalb als der zweite von drei Söhnen des Bauersmannes Hans Kalb zu Hüttendorf, in der Markgrafschaft Bayreuth, am 19. Juni 1721 geboren wurde. Über seine Jugendjahre und welche Erziehung er genossen, fehlen jegliche Nachrichten; zu Ende des Jahres 1743 taucht der ehemalige Bauernjunge Hans Kalb zuerst als Jean de Kalb und als Lieutenant in einem

deutschen Regiment in französischen Diensten auf. Wie er ins Ausland geriet und seinen Weg fand, wird wohl nie ermittelt werden.

Dass er ohne Berechtigung den Adelstitel annahm, lässt sich nur aus Kalbs Streben nach Höherem erklären. Ausser dem Soldatenhandwerk muss er seine Zeit nicht schlecht angewandt haben, denn ausser seiner Muttersprache sprach und schrieb er Französisch und später auch das Englische, wie aus seinen erhaltenen Briefen diplomatischen und familiären Inhalts zur Genüge hervorgeht. Als einfacher Hans Kalb hätte er nicht einmal Lieutenant, geschweige denn vertrauter Geschäftsträger des französischen Hofes werden können. Er muss sich auch sonstige Kenntnisse und weltmännische Formen erworben haben, sonst wäre es ihm nicht möglich gewesen, sich unter der adelsstolzen und hochmütigen Gesellschaft von Versailles zu bewegen, noch weniger sich mit einer adeligen Dame, Anna Elisabeth Emilie von Robais, am 10. April 1764, zu vermählen. Während der zwanzig Jahre, die zwischen seinem Eintritt in die Armee und seiner Eheschliessung liegen, kämpfte er vorzugsweise in den Niederlanden und hatte das Glück, unter dem grössten Feldherrn, dem „Professor aller europäischen Generale“, dem Marschall von Sachsen, seine Kriegsschule durchzumachen. Es ist aus jener Zeit eine Denkschrift Kalbs erhalten, worin er dem französischen Könige, Ludwig XIV., seine Ansichten über die Lage der amerikanischen Kolonien und die Möglichkeit, dieselben für Frankreich zu gewinnen, darthut. Er spricht darin auch über die Ausrüstung der nötigen Regimenter und die Zusammensetzung des Offizierskorps aus katholischen Irländern und Engländern, um sie für Frankreich desto mehr zu begeistern. Diese Denkschrift bekräftigt die Thatsache, dass unser Held einen weiten Blick und hohes politisches Verständnis hatte.

Während des siebenjährigen Krieges machte Kalb auch den Feldzug in Deutschland mit, ohne dass wir von seiner Anteilnahme an besonderen Kämpfen hören, nur wissen wir, dass er fürstlichen und adeligen Familien in der Wetterau zu ihrem Rechte verhalf für Requisitionen, die die französische Armee gemacht hatte. Niemand im deutschen Reiche fühlte damals deutsch; erst die Schlacht bei Rossbach, 15. November 1757, zerstörte das französische Prestige in Deutschland und liess das Volk aufatmen.

Nach seiner Verheiratung zog sich Kalb aufs Land zurück und widmete sich der Bewirtschaftung der Güter in der Nähe von Paris, die ihm durch seine Frau zugefallen waren. Seine unruhige Natur liess ihn jedoch nicht lange die Freuden des Landlebens geniessen, und wir finden ihn als Bewerber um eine Offiziersstelle im portugiesischen Heere. Mittlerweile war er zum Oberstlieutenant ernannt worden. Der allmächtige französische Minister Choiseul war mittlerweile an die Spitze der Regierung getreten und erkannte in Kalb den richtigen Mann zu einer geheimen Sendung nach den amerikanischen Kolonien. Hier war infolge der ungerechten Besteuerungsversuche Englands grosse Unzufriedenheit, ja Erbitterung eingetreten. Die dadurch England erwachsenden Schwierigkeiten kamen dem französischen Minister sehr gelegen, und zur Richterstattung über die Zustände in Amerika reiste Kalb im September 1767 vom Haag nach London und von da am 4. Oktober nach Philadelphia, wo er erst am 12. Januar 1768 anlangte.

Während seines Aufenthaltes in Amerika erstattete Kalb seinem Auftraggeber viermal Bericht, zuletzt aus Boston, worin er sich über die geographischen, kommerziellen und politischen Zustände der Kolonien unbefangen ausspricht. Wer sich über Kalbs richtiges Urteil und seinen Scharfblick belehren will, muss dies in Kapps Werk nachlesen; hier kann nur angeführt werden, dass er den Unabhängigkeitsgeist des Volkes, den blühenden Zustand und den

ausgebreiteten Handel der Kolonien, sowie deren Misstrauen und Unzufriedenheit richtig erkannte. Von New York aus kehrte er Ende April nach Frankreich zurück und kam 12. Juni in Paris an. Choiseul hatte gewünscht, dass Kalb längere Zeit in Amerika bleiben solle, und warf ihm dies freundlich vor. Nach des ersten Sturz ernannte Broglie, der neue Minister, Kalb zum Brigadegeneral für die Kolonien. Mittlerweile war Kalb mit Lafayette bekannt geworden und gewann grossen Einfluss auf diesen. Bereits im Dezember 1776 wollte er nach Amerika abfahren, aber Schwierigkeiten, die hier nicht näher erörtert werden können, verhinderten den Plan. Im Anfang des Jahres 1777 kaufte Lafayette das Schiff „la Victoire“ und mit diesem traten sie am 20. April die Reise nach Amerika an. Mit Silas Deane, dem Geschäftsträger der Vereinigten Staaten in Paris, war am 7. Dezember 1776 ein Vertrag abgeschlossen worden, unter dem Kalb und Lafayette als Generalmajore und eine Anzahl anderer französischer Offiziere, vom Obersten bis zum Lieutenant herab, für die amerikanische Armee angeworben worden waren. Nach einer vierundfünfzigstägigen Reise kam die „Victoire“ nördlich von Charleston, S. C., an und die Reisenden kehrten bei dem deutschen Major Hüger daselbst ein und wurden von ihm gastfreundlich bewirtet. Die Reise nach Philadelphia, wohin sie gingen, um sich dem Kongress vorzustellen, dauerte bei dem heissen Wetter, das ihnen nur kurze Tagereisen erlaubte, einen vollen Monat, bis zum 27. Juli. Von dem Präsidenten des Kongresses wurden sie am folgenden Tage sehr kühl aufgenommen und an den Vorsitz des Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten verwiesen, der ihnen eröffnete, Deane habe seine Machtvollkommenheit überschritten, indem er die höchsten Stellen im Heere mit Männern seiner Wahl besetzt habe. Ihr Kontrakt sei deshalb null und nichtig. Dieser kühle Empfang wurde ihnen auf Betreiben der einheimischen Offiziere, die, wenn sie auch nichts vom Militärwesen, noch weniger etwas von der Bedienung der Geschütze und der Geniekunst verstanden, doch glaubten, dass Ausländer nicht die besten Stellen im Heere einnehmen sollten. In dieser Verlegenheit besann sich Lafayette nicht lange; er bot seine Dienste als Freiwilliger ohne Gehalt und Pension an, worauf der Kongress ihn in Anbetracht seines Elfers und seiner Familienverbindungen zum Generalmajor ernannte. Mit richtigem Takt erkannte Lafayette, dass diese Auszeichnung einem alten, verdienten Offizier gegenüber, unter dessen Schutz er nach Amerika gekommen war, eine Ungerechtigkeit sei, und bestand darauf, dass Kalb dieselbe Stellung in der Armee erhalte. Es dauerte jedoch noch geraume Zeit, ehe der Kongress sich entschloss, Kalb gerecht zu werden. Die meisten französischen Offiziere waren bereits nach Frankreich zurückgekehrt und Kalb stand im Begriff, ein gleiches zu thun, da empfing er am Abend vor seiner geplanten Abreise, am 15. September, die Nachricht, dass ihn der Kongress auch zum Generalmajor ernannt hätte mit dem gleichen Datum, wie das Patent Lafayettes, den 31. Juli 1777.

In der Armee, die nördlich von Germantown stand, wurde Kalb von allen Generälen, mit Ausnahme von dem Irländer Conway, freundlich aufgenommen. Dieser war Brigadegeneral und empfand es als Zurücksetzung, dass Kalb über ihn zum Generalmajor befördert wurde und drohte, seine Entlassung nehmen zu wollen. Er setzte es wirklich durch, dass er zum Generalmajor und Generalinspektor der Armee ernannt wurde; als er aber in April 1778 abermals aus unbedeutendem Grunde mit seinem Abschied drohte, nahm ihn der Kongress beim Wort und liess ihn laufen. Auch hier kann ich den Ereignissen auf dem Kriegsschauplatze nicht im einzelnen folgen; Kalb befand sich mit Washington im Felde, lehrte die Amerikaner ihre Lager befestigen, unterstützte den Oberfeldherrn durch seine Erfahrung, teilte mit ihm und der schlecht ausgerüsteten

und gepflegten Armee die Gunst und Ungunst der Verhältnisse, so z. B. den trüben Winter in Valley Forge, und schilderte alles getreulich dem Grafen Broglie. Dass hierbei manche Streiflichter auf die amerikanischen Zustände im Kongress und im Felde fallen, ist, wenn die Berichte auch nicht immer günstig für die Amerikaner lauten, für die Kenntnis der Zeit äusserst wichtig. Der Milizenunfug, die Schwierigkeit des Rekrutierens, die Überanstrengung der Soldaten, die überflüssigen Posten und die Unordnung im Quartiermeistersamt, sowie die allzuhäufigen und kostspieligen Paraden und die Eifersucht der französischen Offiziere verleiteten Kalb den Aufenthalt in Amerika und liessen ihn an Pläne zur Rückkehr nach Europa denken.

Da traf die Nachricht von Burgoynes Kapitulation bei Saratoga ein und gab dem Schicksal der Amerikaner die günstige Wendung. Lafayette war nicht eifersüchtig und deshalb im Heere und bei Washington beliebt, an welchem Geschick Kalb nicht minder teilnahm und sich des vollen Vertrauens Washingtons erfreute. Im nächsten Jahre wurde seitens der Amerikaner ein Feldzug gegen Canada geplant und Lafayette als Oberfeldherr dafür ausersehen und ihm Kalb als Stütze beigegeben. Da jedoch Vorbereitungen jeglicher Art mangelten, kehrte Kalb ins Hauptquartier zu Washington zurück. In diese Zeit fallen die Umtriebe Gates' gegen Washington, um ihn des Oberbefehls zu berauben, und da Kalb mit Lafayette auf Seiten des letzteren stand, so ist es natürlich, dass die Kreaturen des ersteren ihr Gift auch gegen ihn verspritzten.

Frankreich hatte nun ernst gemacht und am 6. Februar 1778 ein Schutz- und Trutzbündnis abgeschlossen, worüber Kalb sehr erfreut war und seiner Frau und zugleich über die Feierlichkeiten einen enthusiastischen Brief schrieb. Durch die Bemühungen Steubens wurde zu Ehren des Ereignisses ein grosses Manöver abgehalten, wobei Kalb das Zentrum, Lord Sterling den rechten und Lafayette den linken Flügel kommandierte. Dass dies Bündnis den Mut der amerikanischen Soldaten hob und Washington zu einem Angriff auf Philadelphia Schritte thun liess, ist natürlich; jedoch Kalb riet bei dem Mangel an Vorbereitung davon ab, indem er glaubte, die Engländer würden die Stadt von selbst räumen. Das Jahr 1778 ging in Unthätigkeit vorüber; Kalb war durch ein hitziges Fieber längere Zeit ans Bett gefesselt und wurde in Philadelphia durch einen Dr. Pfeil (Phyle) getreulich gepflegt.

Die günstigen Ereignisse, Rückzug der Engländer und ein allgemeiner Krieg, wie Kalb gehofft hatte, trafen nicht ein, doch schrieb dieser seiner Frau wie folgt: „Seit Frankreich sich in den Krieg gemischt hat, ist an die Eroberung dieses Kontinents durch die Engländer nicht mehr zu denken. — — — Jedenfalls kommt es zu keinen wichtigen Unternehmungen mehr.“ — — — Aus dem Winterquartier am Hudson schreibt er an seine Frau: — — — „Obgleich ich nichts für Kleider und Wäsche auszugeben habe, so reicht mein Gehalt doch nicht aus, meine Bedienten und die vom Kongress nicht gelieferten Tafelbedürfnisse, wie Kaffee, Thee, Butter, Zucker und Milch zu bezahlen.“ — — — „Es ist unmöglich, die Leute hier zu Lande an eine gewisse Ökonomie oder an eine bestimmte Ordnung zu gewöhnen, und ebenso unmöglich ist es für einen in Ordnung, Disziplin und Pünktlichkeit gross gewordenen Mann, sich in die Indolenz dieses Volkes zu finden.“ — — —

Ich muss mir versagen, auch die Kriegsergebnisse im Frühling des Jahres 1780 näher zu beschreiben, nur eines Briefes will ich erwähnen, den Kalb von Washington empfing, worin dieser ihm Komplimente über die Tapferkeit und gute Haltung seiner Truppen macht. Über dieses Lob geriet Kalb mit seinen Offizieren in Begeisterung, doch als er zur Feier dieses Ereignisses einige Flaschen Wein auffahren lassen wollte, konnte sein Diener, Meister Jakob, keinen

bringen; dagegen versprach er seinen Gästen, „ihnen den besten Champagner in Paris vorzusetzen.“ Endlich hatten die Engländer sowohl wie die Amerikaner die Bedeutung des Südens für den Ausgang des Krieges eingesehen und beide Oberbefehlshaber schickten Truppen dahin ab, die Engländer zur See, um das Land zu erobern, die Amerikaner, um die Engländer zurückzuweisen. Mit Ausnahme Virginians waren die südlichen Staaten in betreff der Kriegführung nur lauwarm, und so konnte Savannah ohne grosse Mühe in die Hände der Engländer fallen. Kalb organisiert die Divisionen und marschirt mit ihnen zu Lande nach Nord-Carolina. Unterwegs hatten die Truppen weder Transport- noch Lebensmittel und mussten auf ungebahnten Wegen ihren Marsch nehmen; ausserdem blieben die in den südlichen Staaten versprochenen Milizen und Unterstützungen aus, trotz aller Mahnungen an den Kongress und die Exekutive von Nord-Carolina. Die wehrfähigen Männer hatten sich in die Sümpfe und Büsche verkrochen.

Endlich im August war die unzulängliche amerikanische Armee unter Gates in Süd-Carolina angekommen und nahm der englischen gegenüber zwischen Clermont und Camden Stellung. Nach abgehaltenem Kriegsrat, in dem Kalb wegen der vorteilhaften Position der Engländer von einem Angriff abgeraten hatte, liess Gates doch angreifen. Das amerikanische Zentrum und der linke Flügel wandten sich bald zur Flucht, nur Kalb mit der Marylander Division suchte die Stampede aufzuhalten und leistete kräftigen Widerstand. Allein die Übermacht der Engländer war zu gross und Kalb fällt, aus elf Wunden blutend, auf dem Schlachtfeld zu Camden. Nach der Schlacht wurde er bis aufs Hemd ausgezogen und beraubt, ehe ihn seine Leute nach Camden in Sicherheit bringen und verbinden konnten. Hier kämpfte er noch drei Tage mit dem Tode und starb am 19. August. Sein Adjutant Dubuysson, der in englische Gefangenschaft geriet, dankte im Auftrage Kalbs den Offizieren und Soldaten seiner Division und gab seiner Zufriedenheit Ausdruck über das Tapferkeitszeugnis, das die englische Armee der Tapferkeit seiner Truppen gezollt hatte. Von seinen siegreichen Feinden, unter denen sich viele Freimaurer befanden, wurde er mit militärischen Ehren zur Ruhe bestattet. Der gedemüthigte General Gates schrieb am 3. September 1780 an Washington: „Der Kongress kann dem Andenken des Barons von Kalb nicht genug Ehre erweisen. Derselbe war ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Offizier und opferte sein Leben für die Sache der Vereinigten Staaten. — — — Ich bin überzeugt, dass der Kongress vor aller Welt seine hohe Meinung von den Diensten und Thaten desselben aussprechen wird. Auf Grund dieses unparteiischen Zeugnisses und der bestätigenden Ansicht Washingtons, der erklärte, Kalb habe die hohe Meinung, die er von ihm gehabt, gerechtfertigt, und dass sein Andenken dem dankbaren Lande stets teuer sein werde, beschloss der Kongress am 14. Oktober 1780, dem General Kalb in Anerkennung des glorreichen seinen Truppen gegebenen Beispiels in Annapolis, der Hauptstadt des Staates Maryland, dessen Division er geführt, ein Denkmal zu errichten und demselben folgende Inschrift zu geben:

„Geweiht dem Andenken des Freiherrn von Kalb, Ritters des Königlich-kriegsverdienstordens, Brigadiers der französischen Armee und Generalmajor im Dienste der Vereinigten Staaten. Nachdem er mit Ruhm und Ehren drei Jahre lang gedient hatte, gab er einen letzten und glorreichen Beweis seiner Hingebung für die Freiheit des Menschengeschlechts und für die Sache Amerikas in der Schlacht bei Camden in Süd-Carolina. Indem er dort die Truppen Marylands und Delawares gegen überlegene Streitkräfte anführte und sie durch sein Beispiel zu heroischen Thaten begeisterte, wurde er mehrfach und schwer

verwundet und starb am 19. August im achtundvierzigsten Lebensjahre.*) Der Kongress der Vereinigten Staaten von Amerika hat ihm in dankbarer Anerkennung seines Elfers und seiner Dienste und Verdienste dieses Denkmal errichtet.“

Jenes Denkmal ist nie errichtet worden und harret heute noch seiner Aufstellung. Nach dem Frieden waren die Finanzen der Vereinigten Staaten erschöpft und die neue Generation hatte andere Interessen, so dass die Sache schliesslich in Vergessenheit geriet. „Kalb war ein kräftiger und schöner Mann, eine durch Ernst und Milde imponierende Erscheinung. Seine klugen braunen Augen, welche unter einer hohen Stirn offen und freundlich hervorblickten, eine etwas adlerartig gebogene Nase, ein gutmütiger und doch schlauer Zug um den Mund und ein starkes behäbiges Unterkinn gaben seinem Kopfe mehr den sinnenden und berechnenden Ausdruck eines Diplomaten, als das schroffe, einseitige Gepräge eines Kriegers.“ — — — „Mit grosser Mässigkeit und Vorsicht verband er eine ausserordentliche Geduld. Er konnte tagelang Hunger und Durst, Hitze und Kälte ertragen, ohne dass seinen Lippen nur die leiseste Klage entschlüpfte. Er schlief ebenso gut auf einem Tornister und seinem Mantel, wie auf einem weichen Kissen und im besten Bette, kurz er besass ganz jene physische Kraft und Zähigkeit, ohne welche ein Held gar nicht denkbar ist. Er galt allgemein jünger, als er in der That war. So hielt ihn auch bei seinem Tode der Kongress für nur achtundvierzig Jahre alt, während er bereits im sechzigsten war.“

Zum Schlusse sei es mir vergönnt, Kapps Worte anzuführen: „Nur Deutschland, das Land seiner Geburt, hat seinen Anteil an ihn bisher noch nicht beansprucht. Kalb aber macht dem deutschen Namen im Auslande Ehre, wie wenig Andere. Seine Thaten wirken noch heute erhebend und zur Nacheiferung anspornend auf unsere Landsleute in Amerika. Nicht der letzte Platz unter den Helden unseres Volkes gebührt daher dem Bauernsohne aus Hüttendorf.“

*) Kalb war wirklich 59 Jahre alt, aber, wie unten angegeben, schien er, seiner strikten Lebensweise und Zähigkeit wegen, für viel jünger.

Für die Schulpraxis.

I. Der Unterricht in der Grammatik.

Von *Frl. K. Hoeck*, Saginaw, Mich.

Was ist der Zweck des deutschen Sprachunterrichts in den Elementarklassen unserer öffentlichen Schulen, und welches Ziel wünschen wir darin zu erreichen? Welche Mittel könnten uns behülflich sein, dieses Ziel zu erreichen?

Der Zweck des deutschen Sprachunterrichts ist erstens, dass die Kinder die mündlichen und schriftlichen Gedanken anderer verstehen, und zweitens ihre eigenen Gedanken klar und richtig auszudrücken lernen; das Ziel ist der praktische mündliche und schriftliche Gebrauch der deutschen Sprache. Wenn Kinder zur Schule kommen, haben sie oft schon mehr Sprache gelernt, als sie jemals später lernen werden, aber sie sprechen alle mehr oder weniger eine Sprache, die sich von der Schulsprache unterscheidet. Sie sprechen die wenigen Wörter und Sätze unrein, falsch, ungeordnet und mit Dialekt. Sie sind spracharm und benennen oft die bereits bekannten Begriffe mit anderen Namen als die der Schriftsprache. Und die Aussprache klingt ganz anders, denn ihr Sprachvorbild war bis jetzt das Haus.

Wie soll nun in der Schule ihr Sprachschatz gereinigt und vergrössert werden? Nach derselben Methode, die sie schon in den ersten sechs Jahren mit solchem Erfolge angewandt haben? Soll die Sprache mit ihrem geistigen Wachstum Schritt halten? Sollen anderer Gedanken wieder Gedanken erwecken, oder sollen nur Worte allein gelernt werden, in dem Glauben, dass das Kind später einmal einen passenden Gedanken haben wird, dieses Wort zu verwenden?

Da die Sprache der Gedankenausdruck in Worten ist, dürfen im Unterricht Geistesbildung und Sprachbildung nie getrennt werden; dadurch wird der Sprachunterricht eines der wichtigsten und schwierigsten Fächer in der Schule.

Die Kinder haben unbewusst von Anfang an alle Formen der Sprache gelernt; dass sie die Sprachlehre weiter fortsetzen sollen, ist unzweifelhaft. Die Frage ist, wie soll sie fortgesetzt werden, wo soll der eigentliche Grammatikunterricht anfangen, wie viel soll gelehrt werden? Soll sie als einzelnes Fach gelehrt werden, oder sich anderen anschliessen?

Sprache wird nur durch Sprechen gelernt, und wie die Kinder schon zu Hause von ihren Eltern zuerst durch Hören und dann durch Nachahmung und Gewöhnung sprechen lernten, so muss ihnen auch in der Schule die neue Sprache erst richtig vorgesprochen werden. Sie müssen dann durch die unentbehrlichen Anschauungsübungen, durch Auswendiglernen von Gedichten und Prosa, durch das Erzählen ihren Sprachvorrat reinigen und bereichern. Die gesamte Grammatik kann hier von dem Lehrer angewendet werden, ohne auch nur dieselbe zu erwähnen. Aller Unterricht muss Sprachunterricht sein, und die Kinder können unbewusst alle Wortarten, den Gebrauch derselben und die Satzlehre lernen.

Während der Anschauungsunterricht die Hauptsprachlehre in dem ersten und zweiten Schuljahr bildet, tritt das Lesebuch im dritten und vierten mehr in den Vordergrund. Das Lesebuch wird Gegenstand der Besprechungen und der Sprachübungen. Während die Kinder in den unteren wortgetreu nach dem Buche antworten und erzählen, kann man auf dieser Stufe, wo sie sich die Sprachformen schon mehr angeeignet haben, das selbständige Erzählen verlangen. Auf dieser Stufe können ihnen schon einige orthographische Regeln eingeprägt werden, wie z. B. von der Dehnung und Schärfung der Silben, von

dem Hauptwort und seiner Schreibung. Im fünften Jahre der Artikel, Einzahl und Mehrzahl, Arten der Hauptwörter und die hauptsächlichsten Vor- und Nachsilben.

Da die Grammatik auf allen Stufen nur Mittel zum Zweck ist, so müssen wir den Stoff heraussuchen, welcher uns behülflich sein kann, diesen Zweck und unser Ziel zu erreichen. Auch lässt sich dieses Mittel nur anwenden, wenn die Schüler so weit in dem Sprachunterricht fortgeschritten sind, dass sie in der deutschen Sprache denken können. Diese Stufe im Sprachunterricht haben sie kaum vor dem sechsten Schuljahr erreicht, und auch hier ist die Grammatik nur dann von Wert, wenn sie ihnen auf einfache Weise sagt, wie in den verschiedenen Fällen richtig gesprochen oder geschrieben werden muss. Darum können wir nur den Teil des Sprachmaterials brauchen, welcher dazu dienlich ist, wie z. B. im 6. Jahre die Deklination der Hauptwörter, Eigenschaftswörter, Fürwörter; im 7. die Konjugation der Zeitwörter, Verhältnisswörter, Umstandswörter und der erweiterte einfache Satz. Im 8. der zusammengesetzte Satz, Bindewörter und Satzgefüge. Alles, was diesem Zwecke nicht dient, muss wegfallen, wie z. B. auch das Lernen der lateinischen Bezeichnungen.

Auch auf den oberen Stufen muss dem mündlichen Gedankenausdruck viel Sorgfalt zugewendet werden. Durch Schreiben und Lesen allein erlernt man die deutsche Sprache nicht, sondern vielmehr durch das Sprechen. Das richtige Sprechen unterstützt den Aufsatz, Lesen, Diktat, Übersetzen, Deklamieren, kurz alle anderen Fächer. Darum muss sich auch unsere Methode in dem Unterricht der Regeln in der Grammatik danach richten.

Ein Schüler kann alle grammatischen Regeln wissen, ohne die Sprache zu haben. Also muss unsere Grammatik praktisch behandelt werden, überall muss sie von der Sprache ausgehen, mit dem einfachsten Satze anfangen, und vom erweiterten einfachen bis zum zusammengesetzten weiterschreiten. Die Sprachgesetze dürfen nicht gegeben werden, sondern von den Kindern mit Hilfe des Lehrers gesucht werden. Dazu hat er zwei Quellen, seinen eigenen Sprachsatz und das Lesebuch. Doch darf man sich nicht zu sehr auf den Sprachsatz der Kinder verlassen, weil dieser nicht sehr reich ist, und die Sätze der Form zu liebe oft sehr nichtssagend werden. Auch das Lesebuch bietet nur wenige, vereinzelte und zerstreute Beispiele für grammatische Regeln, welche wir gerade gebrauchen wollen. Darum sind die Mustersätze, welche wir in einigen Büchern finden, vom grössten Nutzen für den Schüler und eine Hilfe für den Lehrer. Wenn wir für den grammatischen Unterricht die Mustersätze als Vorbereitung benutzen, das Lesestück zum Prüfen des Erlernten und ihre eigenen Beispiele als Schluss und dann das Gelernte durch fleissiges Üben befestigen und schriftlich verwerten, nur dann kann der grammatische Unterricht von praktischem Nutzen sein, und nur so werden Lehrer und Schüler ihr Ziel erreichen.

Wohl in keinem Unterrichtszweige bewahrheitet sich der Spruch „Übung macht den Meister“ mehr, als in der Sprachlehre.

II. Wie Grimms Märchen in Schule und Haus gelesen werden.

Nr. 12 der Jugendschriften - W a r t e, Organ der vereinigten deutschen Prüfungs-Ausschüsse für Jugendschriften, bringt nachfolgenden Bericht aus einer pfälzischen Stadt, der auch für unsere Leser beachtenswert ist:

Für meine Schulbibliothek — ich habe eine 5. Klasse, bestehend aus 56 elfjährigen Mädchen — habe ich nach Schluss unserer Weihnachtsausstellung die Reclamsche Ausgabe der Grimmschen Märchen (80 Pfennige) in 33 Exemplaren angeschafft, um sie in der Schule lesen lassen zu können. Gelesen wird regelmässig jeden Samstag, vormittags in der letzten Unterrichtsstunde, die auf meinem Stundenplan mit „Lesen und Sprachlehre“ belegt ist. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, was für eine Freude das den Mädchen macht und wie sie sich immer auf diese Stunde freuen. Über Sonntag darf das „schöne Büchel“, wie sie's nennen, mit nach Hause genommen werden, das eine Mal von der einen Hälfte der Schülerinnen, das andere Mal von der anderen. Montags lasse ich mir dann immer über dessen Verwendung berichten. Da hiess es z. B. am ersten Montag in fünf Fällen: „Die Mutter hat vier Märchen vorgelesen“. In vier Fällen: „Der Vater hat drei vorgelesen“. Weiter hat Vater oder Mutter in vielen Fällen ein oder zwei Märchen vorgelesen. Andere Berichte lauteten: „Ich habe 2, 3, 4, 5 etc. vorgelesen.“ — „Meine grosse Schwester, meine Tante, mein Onkel hat vorgelesen.“ Eins erzählte: „Mein Vater hat bis abends 10 Uhr vorgelesen. Wir haben gar keinen Schlaf bekommen. Der Vater ist nicht fortgegangen, weil's ihm so gut gefallen hat.“ Mindestens ein Märchen war in jedem Falle vorgelesen worden.

Viele Kinder wollen die Büchelchen kaufen. Ich gebe sie ihnen natürlich gerne und zwar mit dem gleichen Rabattabzug, wie ich sie bezogen habe. Um auch ganz armen Kindern die Anschaffung zu ermöglichen, habe ich Teilzahlungen gestattet; ich nehme selbst 1 Pfennig an. Also eine Art Pfennigsparkasse. Es hat mir aber noch kein Kind weniger als 5 Pf. auf einmal gebracht, mehrere bringen immer 10 Pf., eine kleine Anzahl hat auf einmal den ganzen Betrag mitgebracht. So sind mir von den 33 Exemplaren für meine Schulbibliothek unr 5 übrig geblieben. Während der Woche sind aber trotzdem alle Exemplare im Schulschrank eingeschlossen. Nach Beginn des neuen Schuljahres (1. Mai) werde ich mit der gleichen Klasse den „Robinson“ in der Gräbnerschen Ausgabe zu 1,25 Mark in Angriff nehmen und später noch den „Waldbauernbub“ folgen lassen. Ich werde Ihnen s. Zt. darüber berichten.

Berichte und Notizen.

I. Kultusminister Dr. Falk.

(Für die Pädagogischen Monatshefte.)

Von Paul Heintinger, Bunzlau, Schlesien.

Am 7. Juli 1900 starb zu Hamm in Westfalen der frühere preussische Kultusminister Dr. Falk. In den 7 Jahren seiner ministeriellen Wirksamkeit hat er reformierend und anregend sowohl auf sämtliche Zweige des Unterrichtswesens, wie auch auf die ihm gleichzeitig unterstellte geistliche und die Medizinalverwaltung gewirkt. Der Schwerpunkt seines Schaffens und Wirkens jedoch lag in der Volksschule. Dankbarer wird seiner darum wohl kaum gedacht als von seiten der Volksschullehrer.

Falk gehört zu den geschichtlich hervorragenden Männern aus der Regierungszeit Wilhelms I. und war neben dem Fürsten Bismarck der bestgehasste Mann seiner Zeit. Als ein Kampfminister, der die in dem Kampfe mit Rom notwendig gewordenen geistigen Waffen schmieden sollte, war er in das Kabinett getreten. Ein hingebungsvoller Mitarbeiter und glühender Bewunderer Bismarcks, wollte er dennoch mehr sein als ein blosses Werkzeug. Er war der einzige unter den vielen Ministern aus der Ära Bismarck, der diesem mit einem fertigen Programm gegenübertrat und seinen Eintritt in das Ministerium von der Annahme desselben abhängig machte. Und heute steht geschichtlich fest, welchen gewaltigen Widerstand Bismarck bei dem Könige zu besiegen hatte, ehe dieser sich entschloss, den „altliberalen Radikalen“ Falk zur Leitung des Kultusministeriums zu berufen. Falk selbst ist während seiner siebenjährigen Ministerlaufbahn die Empfindung von diesem gegen ihn bestehenden Misstrauen des Königs, das von seinen Feinden in der Hofpartei ständig genährt wurde, nie losgeworden. In seiner äusseren Erscheinung erinnerte der schlesische Pfarrerssohn eher an den milden Gottesmann als an den scharfsinnigen Juristen und wackeren Kämpen gegen pfäffliche Intoleranz. Das schwarze, fast gelockte Haar, die schwarze Halsbinde mit den weissen Vatermördern, der weiche Gesichtsausdruck liessen in ihm den Geistlichen vermuten. Nur das wunderbar klare, durchdringend forschende Auge verriet den scharfsinnigen Juristen, den wackeren Kämpfer für die Geistesfreiheit seines Volkes.

Man hat von gegnerischer Seite Falk und zwar ihn nur allein für Fehler und Irrtümer aus der Zeit des Kulturkampfes verantwortlich gemacht. Damit geschieht ihm entschieden Unrecht. Sind solche geschehen, so fallen sie dem Leiter der preussischen Politik mindestens ebenso zur Last wie dem so viel gehassten Falk. Erst die spätere Geschichte wird klar darüber urteilen können, welchen Anteil Bismarck und Falk an diesen Massnahmen gehabt haben.

Aber der Entschiedenheit seines Auftretens und dem hochfliegenden Idealismus Falks verdankt die preussische Volksschule ihre heutige Gestaltung, der preussische Volksschullehrer seine gegenwärtige Stellung. Um seine Verdienste um die Volksschule recht zu würdigen, muss man sich die jämmerliche Verfassung derselben am Anfange der siebenziger Jahre vergegenwärtigen. Die sogenannte Fortentwicklung der Stiehl'schen Regulative vom Jahre 1854 war schlimmer als das Original. Die freien Elemente, wie z. B. Diesterweg, waren beseitigt oder in einflusslose Ämter versetzt. Aus dem Seminarlehrplan waren alle diejenigen Lehrstoffe entfernt, welche dem zukünftigen Volksschullehrer den Weg zu einer breiter und tiefer angelegten Bildung hätten weisen können. Die Lehrergehälter bewegten sich auf einer Höhe, die von den Tage-

löhneinkünften fast erreicht wurde; das Durchschnittseinkommen eines preussischen Landlehrers belief sich 1861 auf 548 M., 1871 noch auf 667 M.

Die Aufhebung der Stiehl'schen Regulative und der Erlass der Allgemeinen Bestimmungen wurden vom Volksschullehrerstand wie von den breiten Schichten des Volkes selbst als eine befreiende Geistes that empfunden und begrüßt. Die Volksschule wurde als allgemeine Bildungsanstalt anerkannt und in den Stand gesetzt, dem Volke seinen Anteil an den Geistes schätzen der Nation zu übermitteln. Der Etat für das Volksschulwesen stieg von 1871 bis 1878 von rund 4 Millionen auf beinahe 20 Millionen Mark; die Landlehrergehälter gelangten von 667 M auf einen Durchschnitt von 953 M. Falk eröffnete den Lehrern den Zugang zur Leitung von Volks- und Mittelschulen, indem er ein neues Prüfungssystem einführte. Ein Bildungsstreben erfasste den Lehrerstand, wie es bis dahin nie vorhanden gewesen war. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, „Falk hat aus dem verschüchterten, verelendeten preussischen Volksschullehrer einen frei sich fühlenden Menschen gemacht.“ Es ist ihm gelungen, die Grundlagen der preussischen Volksschule derartig umzugestalten und zu befestigen, dass die reaktionäre Flut, die nach seinem Rücktritte über Preussen hereinbrach, bis heute in länger als 20 Jahren nicht im stande gewesen ist, diese Fundamente zu zerstören. Keiner seiner Nachfolger von Herrn v. Puttkamer an bis auf Herrn Studt hat es bisher gewagt, die Wiederherstellung der von ihm beseitigten, berücktigten Stiehl'schen Regulative in das Werk zu setzen.

Der willensstarke Mann vermochte den politischen Frontwechsel des Kanzlers nicht mitzumachen; er nahm seinen Abschied. Den gehässigen Angriffen seiner Feinde setzte er auch nach seinem Sturze unerschütterliches Still-schweigen entgegen, obgleich er mit einem Worte das ganze Netz von Intriguen hätte zerreißen können. Einige Jahre später übernahm er, den Bemühungen des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm nachgebend, wieder ein Staatsamt, die Präsidentschaft des Oberlandgerichtsbezirkes von Westfalen. Seit 3 Jahren war er Ehrenbürger der Stadt Hamm. Aber seltsam genug! Dieselbe Stadt, welche sich selbst durch die Ernennung dieses seltenen Mannes zum Ehrenbürger ehrte, verweigerte aus kleinlichen, überaus ängstlichen Erwägungen den Platz zu einem Denkmale für ihn. Als ob es eines Denkmals aus Stein für diesen Mann bedürfte, der sich in den Herzen der Besten seines Volkes ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. „Nicht ein toter Stein, sondern die lebendige Arbeit in seinem Geiste ist ein würdiges Denkmal für ihn.“ Mit vollem Rechte gilt von Dr. Falk das Dichterwort: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.“

II. Die Versammlungen der N. E. A. zu Charleston, S. C.

(Für die Pädagogischen Monatshefte.)

Von *Paul Gerlach*, Milwaukee, Wis.

II.

Das National Council ist das vornehmste Department der N. E. A. Seine Stärke liegt nicht in der Zahl, denn nur 32 Mitglieder antworteten diesmal dem Namensaufruf, aber zu ihm gehören die Gelehrtesten unter den Pädagogen, und mancher treffliche Gedanke mag in seinen Beratungen geboren werden.

Prof. Aaron Gove aus Denver, Col., eine bekannte Figur auf den Konventionen der N. E. A., sprach über „Die Erziehung in unseren neuen Besitzungen.“ Herr Gove bewies durch Beispiele, wie äusserst stark in den Vereinigten Staaten der Widerwille gegen alles sei, was wie Paternalismus aussehe. Es gäbe bei

uns kein einheitliches System der Erziehung, jeder Staat habe in diesem Punkte seine eigenen Theorien. Dann zeigte er, wie die Bundesregierung durch die Übernahme der Post Wirkungen von grossem Nutzen hervorgebracht habe, was von einem so bunten Durcheinander, das entstehen würde, wenn man die vielen Schulsysteme in den Vereinigten Staaten nebeneinander stelle, kaum möglich gewesen wäre. Alle seine Argumente deuteten klar auf ein nationales Erziehungssystem hin, von dem er meinte, dass es, früher oder später, doch kommen würde. Für augenblickliche Bedürfnisse schlug er eine nationale Erziehungskommission, deren Präsident der mitanwesende Dr. Harris sein solle, vor, um die Aufgaben der Volkserziehung in den neuen Kolonien sofort in Angriff zu nehmen. Für diese Arbeit verlangt er, anfangs wenigstens, die Hilfe des Kriegsministers. In fünf Jahren würde dann, dessen sei er sicher, auf der ganzen Welt nichts Ähnliches zu schauen sein, wie das Erziehungssystem der Vereinigten Staaten. Die Massregel, dass die drei Kommissäre, die nach Porto Rico geschickt worden sind, um die Gesetze zu revidieren, sich, so nebenbei, auch einmal nach den Schulen umsehen sollen, ist nicht nach dem Geschmack des Herrn Gove. Er machte sich über den kürzlichen Senatsbericht über die Schulen von Washington, D. C., lustig, und meinte, politische Räte seien kaum geeignet, den neuen Besitzungen die beste Bildungsgelegenheit zu geben.

Bei der Debatte über den Vortrag ist Dr. W. T. Harris, der Erziehungskommissär der Vereinigten Staaten, aus Washington, D. C., nicht zugunsten eines Volksschulsystems, wie es z. B. in Frankreich und in Deutschland in Kraft ist. Die Schulen der Vereinigten Staaten seien aus verschiedenen Gründen besser als diejenigen der genannten fremden Länder. In unserem Lande würden die Menschen nicht von Offizieren regiert, sondern von der öffentlichen Meinung, und das Kriegsdepartement könne niemals dazu benutzt werden, Schulgesetze durchzuführen. Nach Deweys grossem Manilasieg habe er Hunderte von Briefen von Lehrern erhalten, die alle nach Manila gehen wollten. Er habe ihnen gesagt, sie möchten warten. Aber wohin auch immer die Armee gehe, die Schule folge. Es sei gesagt worden, dass man aus den Reihen eines deutschen Regiments eine Universität bilden könne. Das könne man beinahe von einem Regimente der Ver. Staaten auch sagen.

Prof. E. E. White aus Columbus, O., hält nicht sehr viel von dem französischen und dem deutschen Volksschulwesen. Diese Systeme zielten dahin, nicht die besten Menschen, sondern die gefügigsten Unterthanen zu erziehen. Wenn das Volk in den neuen Besitzungen English lesen und schreiben lerne, dann befinde es sich auf dem sichersten Wege zu einer besseren Zivilisation.

Dr. Nicholas Murray Butler aus New York, N. Y., sagte, die Aufgabe der Regierung sei, den Schulen zu helfen, sie zu ermutigen, aber nicht, die Aufsicht zu führen. Das Volk wolle keine Änderung in dieser Sache. Col. Parker aus Chicago wollte nichts von einem Unterricht mit vorgestrecktem Bayonett wissen.

Dr. Harris hielt darauf einen freien Vortrag über „Klassifizierung und Versetzung in den Elementarschulen“. Die Ausführungen waren ein Argument zu gunsten des Aufrückens der Schüler in dem Masse, wie die Fortschritte es ermöglichen.

Dr. J. M. Greenwood aus Kansas City, Mo., sprach über „Hochschul-Statistik“. Seit einigen Jahren hat Herr Greenwood an einer Statistik gearbeitet, die zeigen soll, warum ein grosser Prozentsatz der Hochschüler im ersten Jahre abfällt. Man glaube jetzt allgemein, dass so viele Schüler die Hochschule im ersten Jahre aus dem Grunde verlassen, weil sie mancher obligatorischen Fächer, namentlich Latein und Algebra, überdrüssig würden. Da habe man

nun behauptet, dass die Jungen länger in der Hochschule bleiben würden, wenn man jene Fächer fakultativ mache. Das sei an manchen Orten geschehen, mit fraglichem Resultate, denn die Ursachen des Austritts seien sehr mannigfaltige. Herr G. schickte Formulare an sechzig der grösseren Städte des Landes; ausgefüllt zurückgeschickt wurden die Formulare nur von Portland, O.; Topeka, Kan.; Boys' H. S., New York City; Providence, R. I.; Cambridge, Mass.; Denver, Col.; Springfield, Mass.; Pittsburgh, Pa.; Louisville, Ky.; West Division H. S., Chicago, Ill.; Newark, N. J.; Milwaukee, Wis. (drei Schulen); Paterson, N. J.; Girls' H. S., Brooklyn; Scranton, Pa. Der Statistiker kommt vorläufig zu folgenden Schlüssen:

Erstens: Die jüngeren Kinder, die den Lehrgang in den Grammatikschulen vollenden und dann in die Hochschule eintreten, stellen den kleinsten Prozentsatz zu den Durchgefallenen und Ausgetretenen.

Zweitens: Die älteren Schüler fallen am ehesten durch oder verlassen während des ersten Jahres die Hochschule.

Drittens: In der Mathematik fällt die grössere Anzahl der Schüler durch, dann in englischer Sprache, drittens in den alten und neueren Sprachen, viertens in den Naturwissenschaften, und fünftens in Geschichte. In zwei Fächern kann die Arbeit des Schülers genauer gemessen werden, in Mathematik und in den Sprachen, während die andern Fächer eine ausgezeichnete Gelegenheit bieten, das Nichtwissen zu verbergen.

Viertens: Bei einem siebenjährigen Lehrgang treten von einem Drittel bis zu einer Hälfte mehr Schüler in die Hochschule ein als wenn der Kursus der der Hochschule vorhergegangenen Schule acht oder neun Jahre beträgt, und die Schüler sind ebenso gut für den Eintritt in die Hochschule vorbereitet, wenn das Aufnahmealter in die Volksschule nicht unter sechs Jahren ist.

Fünftens: Wenn der Schüler in dem ersten und zweiten Jahre in der Hochschule verbleibt, dann sind die Aussichten für seine Beendigung des ganzen Hochschulkursus günstiger.

Wer sich für die Zahlen des Herrn Greenwood besonders interessiert, möge sich direkt an ihn wenden.

Den Bericht über „Fortschritte auf dem Gebiete der Erziehung im vergangenen Jahre“, der bei jeder Tagung der N. E. A. auf dem Programm des National Council steht, hatte diesmal Dr. B. A. Hinsdale aus Ann Arbor, Mich., übernommen.

Dr. H. wies eingangs auf die Vorgänge in der Volksschule im allgemeinen hin. Die wichtigste Massregel sei die ärztliche Untersuchung der Schulkinder in New York, Chicago und andern Städten, welcher Fortschritt der „child study“-Bewegung zu verdanken sei. Versuche, den Schulrat der Stadt Boston zu reformieren, seien fehlgeschlagen; die Bemühungen, die Schuladministration des Staates New York einheitlich zu gestalten, seien in die Brüche gegangen; in Indianapolis sei mit einem neuen System von Schuladministration glücklich der Anfang gemacht worden.

Auf dem Gebiete des Elementarunterrichts sei nichts Wichtiges, desto mehr dagegen über die Hochschulen und Universitäten zu berichten. Der Bericht des Komites über „College Entrance Requirements“ sei überall eifrigst besprochen und gesetzliche Massregeln seien mit Bezug auf den in diesem Bericht erörterten Gegenstand erlassen worden. Der Schulrat von Chicago habe einen Studienplan in Übereinstimmung mit den Empfehlungen jenes Komites angenommen, während die Colleges und Universitäten der Mittelstaaten und Marylands sich verbunden hätten, um die Prüfungsfragen für den Eintritt in ihre höheren Schulanstalten einheitlich zu gestalten.

Wichtige Thatsachen seien auch zu berichten, soweit die höheren Schulanstalten allein in Betracht kämen. Die „Association of American Universities“ habe auf einer in Chicago abgehaltenen Versammlung beraten, welcher Unterschied zwischen dem Pensum für Studenten, die nur einen regelmässigen Kursus absolvierten, und dem Pensum für solche, die nach der Erlangung eines bestimmten Grades strebten, zu machen sei; das im Jahre 1898 vom Council ernannte zustehende Komite habe sich für die Gründung einer allgemeinen Landesuniversität, vorausgesetzt, dass sie nicht vom Kongress ins Leben gerufen und kontrolliert werde, ausgesprochen; die Columbia Universität beabsichtige, die Anfangsgründe im Latein zu lehren, um auch solche Studenten, die von Hochschulen kommen, in denen kein Latin gelehrt wird, aufnehmen zu können.

Unter den im Laufe des Jahres erschienenen Büchern sei Dr. Butlers „Monographs on Education in the United States“ das hervorragendste Werk.

Über das Ausland sagte er, dass in England das neue Erziehungs-Departement teilweise organisiert worden und der Fortschritt soweit gediehen sei, um das neue Lehrerseminar (teaching university) für die Stadt London leistungsfähig zu machen; in Deutschland sei etwas Fortschritt in der Richtung zu verzeichnen, dass man den Frauen gestatte, in höhere Unterrichtsanstalten einzutreten, und die preussische Regierung habe der Berliner Technischen Hochschule die Machtbefugnis erteilt, den philosophischen Doktorgrad zu gewähren.

Am Schlusse warf Herr Dr. Hinsdale auch einen Rückblick auf das, was im vergangenen Jahrhundert auf erzieherischem Gebiete in Deutschland, Frankreich, England und den Vereinigten Staaten vor sich gegangen ist. In einigen der grösseren Staaten Deutschlands, wo der Sporn, den die Reformation der Erziehung gegeben, niemals vollständig verloren gegangen, seien die grossen Umrisse der staatlichen Unterrichtssysteme im Jahre 1801 deutlich wahrzunehmen. In diesen Staaten habe es Elementarschulen gegeben, um die Kinder des ganzen Volkes unterrichten zu können, doch diese Schulen seien im allgemeinen von geringem Werte gewesen, Schulzwang, von Luther empfohlen und frühzeitig von einigen kleineren Staaten angenommen, sei dann von Friedrich dem Grossen für sein Königreich Preussen endgültig eingeführt worden. Lehrerseminare, die bis 1704 zurückreichten, seien von demselben aufgeklärten Monarchen gepflegt worden. Die Gymnasien hätten sich immer noch in den traditionellen Geleisen bewegt, aber der Pietist Francke und seine Schüler hätten schon vor der Mitte des vorhergegangenen Jahrhunderts die Realien erfolgreich in die Schulen eingeführt und auf diese Weise die Bahn geebnet für jene Art von Unterricht und geistige Schulung, die in Deutschland von den Realschulen, den Realgymnasien und den technischen Hochschulen geboten werde. Ausserdem habe diese Bewegung mit der Zeit zu wichtigen Änderungen in den Elementarschulen und in den Gymnasien und zur Aufnahme von solchen Studenten in die Universitäten geführt, die eine rein moderne Vorbildung genossen. Die Universitäten selbst, von dem Zwang der Kirche befreit, hätten sich endlich, Halle voran, die philosophische Freiheit errungen. Das allgemeine Landrecht, von der preussischen Regierung erlassen, habe erklärt: „Schulen und Universitäten sind Staatsanstalten, die den Unterricht der Jugend in nützlichen Dingen und in wissenschaftlichen Kenntnissen zur Aufgabe haben. Solcher Unterricht kann nur mit Wissen und Zustimmung des Staates eingerichtet werden. Alle Volksschulen und Erziehungsanstalten stehen unter der Aufsicht des Staates und sind zu jeder Zeit der Prüfung und Besichtigung unterworfen.“ Zur Zeit sei diese Verordnung nicht mehr wert

gewesen als das Papier, auf das sie geschrieben, aber sie sei niemals widerrufen und schliesslich eine lebendige Wirklichkeit geworden.

Zur moralischen Seite des Gegenstandes übergehend, sagte Dr. Hinsdale, Kant habe seine Thätigkeit bereits zu Ende geführt gehabt, obgleich seine Vorträge über Pädagogik nicht vor 1803 veröffentlicht worden seien. Pestalozzi, zur Zeit in Burgdorf, habe, 1781—87, „Lienhard und Gertrud“ verfasst und habe so seinen Lesern, die unglücklicher Weise noch gering an Zahl gewesen seien, die reine, liebliche Erscheinung von Bonnal entschleierte. Hegel, 1770 geboren, sei gerade daran gewesen, sich bemerkbar zu machen. Fröbel, damals 18 Jahre alt, habe seine Ausbildung zum Lehrer noch in Frankfurt zu erhalten gehabt und habe noch zu Pestalozzi in die Schule gehen müssen, ehe er seine Schrift über „Menschenerziehung“, 1816 erschienen, habe schreiben können. Herbart, sechs Jahre älter als Fröbel, sei gerade dabei gewesen, seine akademische und pädagogische Laufbahn zu beginnen. Das Erwachen Preussens aus politischer und sittlicher Erstarrung, durch Stein und seine Mitarbeiter bewerkstelligt, habe noch in der Zeiten Schosse gelegen, noch in der Zukunft die Niederlage von Jena und der Frieden zu Tilsit. Noch sieben Jahre habe es gedauert, bis Fichtes „Reden an die deutsche Nation“ erschienen seien, und noch neun Jahre, bis die Universität Berlin gegründet worden sei.

Man ersehe daraus, dass, obgleich in Deutschland damals viel gethan worden war, noch viel zu thun übrig geblieben sei. Das ganze System der Volkserziehung habe umgearbeitet und erweitert und das Volk zur Anerkennung des Wertes dieses Systems aufgerüttelt werden müssen. Wie hartnäckig der Konservatismus das Feld behauptet habe, zeige teilweise die Thatsache, dass in Preussen das Realgymnasium bis zum Jahre 1859 nicht vollständig eingerichtet gewesen sei, und die Realgymnasien bis zum Jahre 1870 an den Universitäten nicht zugelassen worden seien.

Gerne möchten wir, erlaubte es der Raum, hier noch anführen, wie am Anfange des Jahrhunderts Frankreich und England im Spiegel der Betrachtungen des Herrn Dr. Hinsdale angesehen haben. Aber was für ein Gesicht Amerika zur selben Zeit gezeigt und was unser Land seitdem errungen hat, darüber müssen wir notwendigerweise noch einige Bruchstücke aus den Ausführungen des Referenten mitteilen.

In den Vereinigten Staaten sei der Gegensatz zwischen dem Anfange und dem Ende des Jahrhunderts, alles in allem genommen, auffälliger als in allen Ländern. Soweit die Quantität in Betracht komme, habe die Erziehung mit dem Wachstum des Landes sicherlich mehr als Schritt gehalten, während die Qualität nicht zurückgeblieben sei. Im Jahre 1801 hätten eine Anzahl Staaten den Schulen eine Stelle in ihren Verfassungen eingeräumt. Connecticut habe einen allgemeinen Schulfonds gegründet, und andere Staaten seien seinem Beispiele gefolgt. Die Bundesregierung habe die ersten Schritte zu der Massregel gethan, die dahin geführt, die Schulen mit einem Kapital von \$300,000,000 zu unterstützen. Im Jahre 1787 sei in New York eine Staatsuniversität gegründet worden. 1801 seien dreiundzwanzig Colleges im Lande gewesen, die alle, neun ausgenommen, seit 1775 gegründet worden seien. Obgleich wir jetzt mehr als vierhundert Colleges westlich und südlich vom Hudsonstrome hätten, seien damals nicht einmal die Anfänge eines staatlichen Schulsystems vorhanden gewesen, während die vielgerühmten Schulsysteme Neuenglands nur unvollkommen entwickelt und verhältnismässig wirkungslos gewesen seien. Die paar Grammatikschulen in Neuengland nicht gerechnet, habe es im Lande keine Volks-Hochschulen gegeben, während wir deren jetzt mehr als fünftausend hätten. Nur wenige der Staatsregierungen hätten etwas für den Ele-

mentarunterricht gethan gehabt. Erst vor sechsunddreissig Jahren habe es zum ersten Male einen Staats-Schulrat, einen Staats-Schulsekretär, und einen Stadt-Schulsuperintendent gegeben, und die erste Staats-Normalschule erst vor achtunddreissig Jahren! Horace Mann, vier Jahre alt, habe gerade angefangen gehabt, in seiner Vaterstadt Franklin, Mass., das Strohflechten zu erlernen, während Henry Barnard nicht vor 1811 geboren worden sei. Noch mehr als zwanzig Jahre hätten vergehen müssen, ehe George Ticknor auf wichtige Reformen im Harvard College gedrungen, ehe Thomas Jefferson die Universität Virginien gegründet.

Nachdem Dr. Hinsdale noch darauf hingewiesen, wie selbst in den gebildetsten Ländern die Erziehung der Frau auf das schmachvollste vernachlässigt werde, während in diesem Lande in dieser Richtung soviel geschehe, sagte er am Schlusse seines Vortrages folgende Worte: „Die Erziehung ist überall eine Sache des Staates geworden, das heisst, sie ist in die einzigen Hände gelegt worden, die imstande sind, das Volk zu erziehen. Die Staatsmänner sind darauf angewiesen, mit dem Gegenstande zu rechnen, und Könige befürworten ihn in Reden vom Throne. Die grossen gebildeten Staaten verwilligen für Volkserziehung soviel, oder mehr, als für die Armee und Flotte. Die Ausgaben Deutschlands, Frankreichs, Grossbritanniens, und der Vereinigten Staaten belaufen sich in einem einzigen Jahre auf \$460,000,000. Am Ende des Jahrhunderts zählte man in den Vereinigten Staaten 45,000 Volksschulen mit 15,700,000 Kindern und 418,000 Volksschullehrern. Die Ausgaben für Volkserziehung beliefen sich auf \$203,000,000.“

Dr. Harper aus Chicago ist Vorsitzender eines Ausschusses von fünfzehn Mitgliedern, der über die Ratsamkeit der Errichtung einer allgemeinen Landesuniversität in der Bundeshauptstadt berichten sollte. Da der Ausschuss seine Arbeiten noch nicht beendet hat, so stattete Herr Harper einen vorläufigen persönlichen Bericht ab, in dem er mitteilte, dass der Ausschuss sich fast einmütig gegen eine Universität mit besonderer Verwaltung und der Machtbefugnis, akademische Grade zu erteilen, ausgesprochen habe, dass er aber noch nicht sagen könne, ob sein Ausschuss sich zugunsten eines Planes entscheiden werde, der Wissbegierigen ermögliche, der Vorteile eines Studiums im Smithsonian Institute, in der Kongressbibliothek, etc., teilhaftig zu werden.

Der neue Superintendent der Cincinnatier Schulen, ein Herr R. G. Boone, redete in einem langen Vortrage einer allgemeineren Bildung als Bestandteil der Erziehung zum Lehrer das Wort. Unter allgemeiner Bildung will er jedoch nicht gerade mehr akademische Vorbildung verstanden wissen, sondern nur die Fähigkeit des richtigen Denkens, die Kenntnis der Vorgänge, die sich auf das Wachstum der Person und der Rasse beziehen, und die Geschicklichkeit in der Anwendung dieser Vorgänge.

Der neue Präsident des National Council ist Charles M. Jordan in Minneapolis, Minn.

Während das Council seine Sitzungen abhielt, tagten gerade noch sechzehn andere Abteilungen der N. E. A. in den verschiedensten Räumen. Da aber mit dem Erscheinen dieser Nummer der „P. M.“ auch der Bericht der Charlestoner Tagung der N. E. A. im Buchhandel zu haben sein wird, so überlassen wir es dem Leser, zu seiner eigenen Belehrung und Erbauung das Bessere von dem Wertlosen in diesem Berichte zu trennen, soweit die Fülle des Gesprochenen in den Abteilungen der N. E. A. für Kindergarten, Elementarunterricht, Hochschulen, höhere Schulen, Normalschulen, Handfertigkeit, Kunst, Musik, Handelsschulen, Child Study, Naturwissenschaften, Schulverwaltung, Bibliothek, Schwachsinnige und Indianererziehung in Betracht kommt.

Für die richtige Ausbildung des Körpers hat man in diesem Lande noch immer kein Verständnis. Auch auf den Tagungen der N. E. A. ist die Abteilung für körperliche Erziehung noch nicht heimisch geworden. Diesmal stand zwar wiederum die betreffende Abteilung mit auf dem Programm, aber weder die Beamten noch die angekündigten Redner waren erschienen,

Das Exekutivkomitee der N. E. A. macht nunmehr bekannt, dass es als nächsten Versammlungsort Detroit, Mich., und als Zeit die Tage vom 8. bis zum 12. Juli gewählt hat.

III. Korrespondenzen.

(Für die Pädagogischen Monatshefte.)

Cincinnati.

Die „Königin des Westens“ steht gegenwärtig mitten im Zeichen einer keulenden „Faust“-Aufführung zur teilweisen Deckung unseres unseligen Sängerfest-Defizits. Da diese „Aufführung“ (ob „Sein oder Nichtsein“) unser ganzes Interesse in Anspruch nimmt und alle anderen Fragen und Angelegenheiten, sogar schulmeisterliche, in den Hintergrund drängt, so müssen die werten Leser dieses Mal mit einer trockenen Berichterstattung über Lehrerversammlungen vorlieb nehmen.

In der Sitzung des Oberlehrervereins, die am Donnerstag, den 31. Januar stattfand, unterbreitete das aus den Herren Meyder, von Wahlde, Sutterer und Tackenberg bestehende Komitee seinen Bericht über das Buch „Deutsche Geschichten für deutschamerikanische Schulen und Familien“. Das Werk, das Herrn Constantin Grebner von hier zum Verfasser hat, wird ungefähr 275 Seiten stark werden und soll bereits Ende dieses Schuljahres zum Preis von 85 Cents im Druck erscheinen, vorausgesetzt, dass in nächster Zeit eine genügende Anzahl Abonnenten gesichert wird. Die Debatte über den empfehlenden Bericht, der entgegengenommen wurde, ist auf die nächste Sitzung verschoben worden, wozu der Verfasser eingeladen werden soll, um über verschiedene Punkte näheren Aufschluss zu geben.

Den Schluss der Versammlung bildete ein Vortrag des Herrn J. Fuchs über „Erziehlische Errungenschaften der letzten Jahrzehnte“. (Das Manuskript des Vortrages befindet sich bereits in unseren Händen und soll in

einer der nächsten Hefte zum Abdruck gelangen. D. R.)

Die Versammlung des Deutschen Lehrervereins, die am Samstag Nachmittag, den 3. Februar, in der 6. Distrikt-Schule abgehalten wurde, war erfreulicher Weise sehr stark besucht. Zur Eröffnung sang der Gemischte Lehrerchor „Die Kapelle“ von Kreutzer, worauf Herr Oberlehrer Aloys Schultz einen kurzen aber inhaltreichen Vortrag hielt über „Wechselbeziehung der Lehrgegenstände im amerikanischen Elementarunterricht“.

Bei Erledigung des geschäftlichen Teiles erlangte das Komitee, welches über Wiedererweckung des Ohio Lehrervereins berichten sollte, weitere Frist. Als neue Mitglieder wurden aufgenommen: Herr Constantin Grebner von der Elmwood-Schule und Fräulein Louise Lamarre von der 26. Distrikt-Schule. Herr Schwaab, der ebenfalls anwesend war, teilte auf eine Interpellation hin mit, dass das deutsche Departement bei den sogenannten halbjährlichen Versetzungen keine Rücksicht auf diese Neuerung zu nehmen brauche, da diese Versetzungen im deutschen Unterricht oft zu einschneidenden Störungen verursachen würden.

Zum Schluss erfreute der Lehrer-Gesangchor die Versammelten mit dem flott vorgetragenen Walzerlied, „Ach, ein Walzer ist mein Leben“, das der Dirigent Wm. Schäfer für gemischten Chor eingerichtet und dem Lehrer-Gesangchor gewidmet hat. Fräulein Henrietta Doll lieferte dazu die Piano-Begleitung mit üblicher Meisterschaft.

E. K.

Milwaukee.

Im vergangenen Schuljahre hat unser Gesundheitsamt die Untersuchung des Seh- und Hörvermögens der Schulkinder angeregt, und im

Frühjahr wurden auch in allen Schulen Untersuchungen angestellt.

Dr. F. M. Schulz, Commissioner of Health, hat nun das Ergebnis der

Untersuchungen berichtet. Der Bericht umfasst 42 Schulen. Die Gesamtzahl der Kinder, die untersucht wurden, betrug 19,618; von diesen besitzen 5,789, also 29.5%, kein normales Seh- oder Hörvermögen. 5,055 Schüler, 25.75%, haben ein geschwächtes Sehvermögen. 1,419 Schüler, 7.25%, sind schwerhörig. 609 Kinder, 3.1%, litten an erschwerter Nasenatmung.

Unser Gesundheitsamt hat sich überhaupt mehr mit unseren Schulen befasst, als das früher der Fall war. Es giebt auch heute noch Leute, die von einer ärztlichen Inspektion der Schulen nichts halten. Die Städte New York, Boston, Philadelphia, Chicago und Detroit haben aber die Wichtigkeit dieser Beaufsichtigung eingesehen und dieselbe eingeführt.

Vom Januar bis Juni 1900 haben sich unsere Schulen bereits vier Schulärzte zu erfreuen gehabt. Der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb, ernannte der Commissioner Dr. Schulz im Januar 7 Ärzte, welche mit den 5 regulären Ärzten des Gesundheitsamtes täglich die Schulen zu besuchen hatten. Verschiedene ansteckende Kinderkrankheiten traten so allgemein auf und verbreiteten sich trotz aller Vorsicht, dass dieser Schritt notwendig wurde.

In diesem Schuljahr ist die ärztliche Beaufsichtigung der Schulen nicht wieder aufgenommen worden. Es fehlen vorläufig die Mittel dazu.

Vom 26.—29. Dezember tagte hier die Wisconsin Teachers' Association. Über 1300 Mitglieder wohnten den Versammlungen bei.

In der Debatte des V. D. L. las Herr A. Warnecke von der 9. Dist.-Schule eine Abhandlung über das Buch: Wie denkt das Volk über die Sprache? aus der „Schweizerischen Lehrerzeitung“ vor. Herr Dr. W. Rahn, 2. Dist.-Schule, hielt einen Vortrag über das Thema: Wie kann der Lehrer der deutschen Sprache den Unterricht in den anderen Fächern in seinen Kreis ziehen? An den Vortrag schloss sich eine längere Debatte.

Die Januarversammlung des V. D. L. fand am 21. Januar statt. Dieselbe war sehr gut besucht. Die Versammlung wurde pünktlich eröffnet, und, trotz der frühen Stunde — $\frac{1}{4}$ nach 4 Uhr — waren die Mitglieder pünktlich erschienen.

Die Orthographie-Frage bildete das Thema. So lange unsere sogenannten „Orthographien“ das sind, was sie sind, nämlich „K a k o graphien“ d. h.

Schlecht schreiben, wird der Unterricht in diesem Fache, im Englischen wie im Deutschen, ein Lehrer- und Schülerkreuz bleiben. Im Englischen vollzieht sich jetzt ein Umschwung. Wer hätte vor 10 Jahren geglaubt, dass Zeitschriften wie die „Educational Review“ von New York „tho, altho, catalog, program“ u. s. w. schreiben würden.

Drei Fragen dienten als Grundlage der Besprechung. Drei Lehrerinnen beantworteten die Frage: Wie bereitet man ein Diktat vor? Es wurde ganz richtig hervorgehoben, dass klare und deutliche Aussprache seitens des Lehrers und der Schüler, sowie langsames, silbenweises Sprechen und Schreiben der schwierigeren Wörter zur Vorbereitung gehören.

Bei der Besprechung der dritten Frage: Wie korrigiert und zensiert man das Diktat? stellte es sich heraus, dass ein grosser Meinungsunterschied herrscht. Einige der Lehrer ziehen für jeden orthographischen Fehler zwei ab, so dass ein Diktat, in dem 10 Fehler vorkommen, mit 80 zensiert wird; andere ziehen 5 ab, so dass die Zensur in obigem Falle mit 50 bezeichnet werden müsste. Herr Dapprich verwarf in scharfer Weise jede in Prozenten ausgedrückte Zensur. Die amerikanischen Lehrer können aber nicht ohne diese Einrichtung fertig werden, denn am Ende eines Monats muss man ebenfalls dem Schüler eine in Zahlen ausgedrückte Zensur geben.

Herr Abrams vertrat die Ansicht, dass die Fehler nicht gleich behandelt werden sollen. Wenn Schüler statt Pferd — „Pfert, pfert, fert, färt“ — schreiben, so solle man dem ersten zwei, dem zweiten vier u. s. w. abziehen. Die Gerechtigkeit dieses Zensierens wurde anerkannt, doch dass ein solcher Modus zu viel Zeit in Anspruch nehme. Auch wurde sehr richtig hervorgehoben, dass dem Schüler, der „Pfert“ schreibt, ein Lob für seine Aufmerksamkeit gebührt, sowie für die Befolgung des Grundsatzes: Schreibe, wie du richtig sprichst. Um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr trat Vertagung ein. J. E.

Das Lehrerseminar. Das Nationale Deutschamerikanische Lehrerseminar beendigte den Herbsttermin seines 23. Jahreskurses am 22. Dezember 1900. Die Arbeit war während dieses Trimesters von den Schülern der Anstalt mit lobenswertem Fleisse gethan worden; daher laute-

ten die Zeugnisse auch fast durchweg befriedigend.

Die Weihnachtsfeier, welche am Nachmittag des letzten Schultages in der Halle des Turnbundes abgehalten wurde, war von vielen Freunden der Anstalt besucht worden; die Gesänge und Deklamationen der Schüler fanden reichen Beifall. Nach Schluss des Programms bewirtete der Frauenverein die Schüler von Seminar und Akademie in der Singhalle der Schule.

An der Jahresversammlung der Lehrer des Staates Wisconsin beteiligte sich die Anstalt durch eine Ausstellung der Erzeugnisse ihres Handfertigkeitsunterrichtes. Die Arbeiten wurden von den Besuchern äusserst günstig beurteilt, und die Vorsitzerin der Abteilung, Frau I. F. Eimermann, dankte uns brieflich für die Mitwirkung. Sie sagt in diesem Briefe: "Your addition to the exhibit was a splendid work of art; many teachers admired it and asked me about your school. I feel that your work is a great help to many teachers."

Der Vorort des Nordamerikanischen Turnbundes teilte dem Ortsausschuss mit, dass er bereit sei, die Hälfte der Unkosten für den Betrieb des Turnunterrichts in der gemeinsamen Anstalt für das Schuljahr 1900/1901 zu tragen, und der Ortsausschuss nahm dieses Anerbieten mit Dank an. Wir hoffen, dass im nächsten Jahre das Turnlehrerseminar aufs neue in Tätigkeit tritt, da nach tüchtigen Turnlehrern in Schulen grosse Nachfrage sich ergibt.

Da die Ausgaben des Seminars im Laufe des gegenwärtigen Schuljahres die Einnahmen um mindestens 1000 Dollars übersteigen, so erliess das Lehrerkomitee einen Aufruf an die Abiturienten der Anstalt um Beiträge und bat besonders diejenigen unserer Zöglinge, welche früher Zuschüsse aus der Seminarkasse erhalten haben, um promptere Rückzahlung. Dieser Aufruf hat bereits nahezu \$200 in die

Seminarkasse gebracht, und wir hoffen, dass alle dieser Mahnung Folge leisten werden.

Am dritten März findet eine Vorstellung zum Besten des Seminars in dem Pabsttheater statt und es steht zu erwarten, dass wir bei dieser Gelegenheit ein volles Haus haben werden.

Der Präsident des Seminars, Dr. Louis Frank, wurde ermächtigt, ein Bild des verstorbenen Vorsitzers, Prof. Rosenstengel, von Herrn Photographen Stein anfertigen zu lassen, welches im Sitzungszimmer der Behörde neben dem des Herrn Frankfurth seinen Platz finden wird.

Der Musterschule des Seminars wurde zu Weihnachten von der Firma Uihlein Bros. ein liberales Geschenk zu teil; der Sekretär der Schlitz Brewing Co. schickte an den Direktor der Deutsch-Englischen Akademie eine Anweisung auf 1000 Dollars. Eine gleiche Summe hatte die Firma an die hiesige Mädchenschule, Milwaukee Downer College, geschickt. Keine andere Brauereifirma dieser Stadt hat für erzieherische Bestrebungen ein so warmes Herz und eine so offene Hand.

Im Laufe des Frühjahrs feiert die Akademie das Fest ihres fünfzigjährigen Bestehens; während dieser langen Zeit haben Tausende von tüchtigen Männern und Frauen den Segen ihrer Tätigkeit genossen, und das Festkomitee wird sich Mühe geben, die Feier so würdig als möglich zu gestalten.

Eine dem Seminar günstige Entscheidung traf vor einigen Tagen das Obergericht des Staates Massachusetts. Die Erben des im Anfang vorigen Jahres verstorbenen Geo. A. Sammet zu Boston hatten dessen Testament angefochten, in welchem neben anderen Anstalten auch dem Lehrerseminar ein Legat von \$10,000 ausgeworfen worden war. Durch die Entscheidung des Obergerichts sind die Kläger abgewiesen, und dem Seminar ist dieser Zuwachs zu seinem Stammkapital gesichert. E. D.

New York.

Verein deutscher Lehrer von New York und Umgebung. Laut eines Beschlusses der Dezemberversammlung wurde in der ersten Sitzung des neuen Jahres eine festere Organisation vorgenommen, welche folgendes Resultat hatte. Als Präsident wurde einstimmig Herr Dr. C. F. Kayser, New York, und als Vice-

präsident Herr Hermann von der Heide, Newark, N. J., erwählt. Dr. A. Kern, Jamaica, L. I., wurde als protokollierender Sekretär, und E. Mueller, Carlstadt, N. J., als Schatzmeister und korrespondierender Sekretär erwählt.

Die Herren Dr. A. Remy, New York, Dr. R. Mezger, Newark, N. J., und Dr. O. Weineck, New York, wurden

gewählt, um in Verbindung mit dem Vorstände für das Programm einer jeden Versammlung Sorge zu tragen.

Der Mitgliedsbeitrag wurde auf 25c pro Jahr festgesetzt. Die Sitzungen

finden am ersten Sonnabend des Monats, nachmittags 3 Uhr, bei Herrn Allaire, 192 Third Ave., New York, statt.
E. M.

Saginaw.

Die eine Lehrerversammlung beschäftigt sich mit der Frage: Sollte Grammatik gelehrt werden? Die andere stellt die Frage: Ist Anschauungsunterricht wünschenswert? Die dritte fragt: Ist das Übersetzen zulässig? Ich glaube kaum, dass irgend ein erfahrener und erfolgreicher Lehrer eins der genannten Fächer beseitigen würde, denn sie sind alle für den Unterricht im Deutschen vorteilhaft zu verwenden.*)

Ich wünsche, dass alle deutschen Lehrerversammlungen sich gleichzeitig mit der Frage beschäftigen würden: Wie können wir den Unterricht im Deutschen erfolgreicher machen? Das ist eine Lebensfrage für den deutschen Unterricht in

*) Im Übersetzen ist die Toussaint-Langenscheidt'sche Methode zu empfehlen, das sogenannte Rückübersetzen, welches darin besteht, dass man zunächst aus der zu erlernenden Sprache in die Muttersprache übersetzt und dann wieder in die zu erlernende, und alsdann die Arbeit selbst nach dem Buche sorgfältig verbessert. Ich habe die Methode gründlich erprobt und kann sie herzlich empfehlen; aber der Lehrer muss dafür sorgen, dass der Schüler sehr gewissenhaft verfähre. Einige Schüler werden versuchen, aus dem Buche abzuschreiben, anstatt selbstständig die Uebersetzung anzufertigen. Nachdem die erste Uebersetzung (aus der zu erlernenden in die Muttersprache, hier die englische) angefertigt worden ist, muss das Buch geschlossen bleiben, bis die Arbeit eines Schülers beendet ist, dann erst korrigiert er sie selbst. Natürlich muss der Lehrer die Arbeit nachsehen.

unseren Elementarschulen. Das Resultat dieser Fragen sollte den „Pädagogischen Monatsheften“ zur Veröffentlichung eingesandt werden. Meine langjährige Erfahrung hat in mir die Überzeugung gereift, dass es uns an zwei wesentlichen Faktoren fehlt, nämlich an kompetenten Lehrern und zielbewusster, begeisternder Arbeit. Sichern wir uns diese zwei, so bangt mir nicht mehr vor der Permanenz des deutschen Unterrichts; denn wir haben jetzt schon die gebildete Klasse der Angloamerikaner auf unserer Seite. Es giebt in unserer prekären Lage kein besseres Mittel, unseren Feinden eine Waffe in die Hand zu geben als Gleichgiltigkeit im Unterricht und Laxheit im Besuche der Lehrerversammlungen. Ich mache die Behauptung, dass, wenn der deutsche Unterricht in den Elementarschulen fällt, so geschieht es nur durch unsere eigene Schuld. Gewissenhafte Arbeit gewinnt uns nicht nur Freunde, sondern lähmt zugleich unsere knieschwachen Feinde.

In der letzten Versammlung des Lehrervereins des Saginaw-Thales hielt Frl. K. Hoock einen interessanten Vortrag über den Unterricht in der Grammatik.*)

I.

*) Der Vortrag von Frl. Hoock wurde uns von unserem Korrespondenten freundlichst zur Verfügung gestellt und ist in der Abteilung für die Schulpraxis abgedruckt. D. R.

IV. Briefkasten.

M. D. Dayton. Besten Dank für Ihre freundlichen Glückwünsche. Alles Geschäftliche ist besorgt. V. B. San Jose. Ihre wohlmeinenden Ratschläge durch die Verlagshandlung mit Dank erhalten! Wir versuchen, den Wünschen und Erwartungen aller Lehrer, an welchen Schulen sie auch unterrichten mögen, gerecht zu werden. Dass das nicht so leicht ist, können Sie daraus ersehen, dass wir wiederholt deshalb getadelt worden sind, weil wir nicht „schulmeisterlich“ genug sind. Ob die Zukunft des Deutschen, auf „High Schools und Colle-

ges“ beschränkt, eine glänzende wäre, und ob dann die Professoren an solchen Schulen des „Schulmeisterlichen“ entbehren könnten, möchten wir mit einem grossen Fragezeichen versehen.

X. Cincinnati, O. Ihr Artikel tritt aus dem Rahmen, den wir uns für die Führung der P. M. vorgezeichnet haben, heraus und kann deshalb nicht aufgenommen werden. Bitte um Angabe Ihrer Adresse, damit Ihnen das Manuskript zurückgestellt werden kann.

V. Umschau.

Amerika.

Vom Lehrertage. Kurz vor Schluss der Redaktion erhalten wir vom Sekretär des Lehrerbundes, Herrn E. Kramer, die Nachricht, dass es einer Cincinnatier Delegation, bestehend aus den Herren Dr. Fick, Hahn, Kramer und Meyder, gelungen ist, das Deutschtum von Indianapolis für den diesjährigen Lehrertag in dem Grade zu interessieren, dass diese Stadt als Tagungsort gesichert ist. Die deutschen Vereine, insonderheit, soweit sie vom Deutschen Hause vertreten werden, sowie der Männerchor von Indianapolis haben mit Begeisterung ihre Bereitwilligkeit erklärt, ihrerseits alles zu thun, den Lehrertag zu einem glänzenden Erfolge zu führen. Als Termin zur Abhaltung des Lehrertages sind die letzten Tage des Monats Juli genannt. Ist dieser Termin in Hinsicht auf die panamerikanische Ausstellung in Buffalo und sonstige Ferienreisen der Lehrer günstig?

Prof. Alexis E. Frye hat sein Amt als Superintendent des öffentlichen Schulwesens auf Cuba niedergelegt und befindet sich seit dem 14. Januar wiederum auf amerikanischem Boden. Die Erfolge seiner 15monatlichen Wirksamkeit in Cuba sind glänzende. Als er dieselbe begann, hatte die Insel kaum ein Schulhaus, das diesen Namen verdient hätte; nach 5 Monaten war die Schülerzahl von 10,000 auf 145,000 gestiegen, und sämtliche Schüler konnten zufriedenstellend untergebracht werden. Die Cubaner betrachteten Herrn Frye zuerst mit gewissem Misstrauen und hielten ihn für einen schlaun Yankee, der nur darauf aus sei, seine Leitfäden für den Schulunterricht an den Mann zu bringen. Nachdem er aber den Verkauf seiner Bücher verboten und sein volles Gehalt zu Wohlthätigkeitszwecken verwendet hatte, änderte sich die Gesinnung der Cubaner, so dass er als der populärste Amerikaner die Insel verliess.

Herr Frye hat sich infolge der Differenzen mit dem Militärgouverneur von Cuba zur Niederlegung seines Amtes bewogen gefühlt. Er kehrt

nach Californien zurück, wo er der Besitzer grosser Orangenpflanzungen ist.

Chicago. Hervorragende baptistische Geistliche in Chicago haben einen gemeinsamen Protest gegen die Einführung des Unterrichts in der Kriegskunst in den Lehrplan der Universität von Chicago eingereicht. Wir wollen hoffen, dass ihre Bestrebungen Erfolg haben werden. Soldatenspielen und Wissenschaft vertragen sich wenig miteinander.

Die deutsche Regierung hat behufs Unterweisung der Neger auf ihren westafrikanischen Besitzungen eine Reihe Lehrer und Studenten des „Tuskegee Institute“, dessen Vorsteher Booker T. Washington ist, angestellt. Ihre Aufgabe ist es hauptsächlich, die Anlage von Baumwollenpflanzungen zu überwachen. Die Expedition sollte am 1. Januar an ihrem Bestimmungsorte eintreffen.

Die Frage der Reform der englischen Orthographie wird von neuem von der N. E. A., und zwar von der Schulsuperintendenten-Vereinigung aufgenommen werden. Die Direktoren der N. E. A. sollen ersucht werden, eine jährliche Summe von \$1000 auf 5 Jahre zu bewilligen, um einer Kommission, die von den Superintendenten zu ernennen sein werde, die Mittel zur Arbeit an die Hand zu geben.

Frl. Estelle Reel, die Superintendentin der Schulen für Indianer, macht in ihrem letzten Bericht durchaus vernünftige Vorschläge, um die Arbeit an diesen Schulen erfolgreicher zu gestalten. „Das Indianerkind, sagt sie, mit Bücherweisheit voll zu pflöpfen, wird noch auf lange Jahre hinaus ein Missgriff sein. Eine Zivilisation ohne die durch Arbeit geschaffene Grundlage ist auf Sand gebaut und hat keinen Bestand. Wenn darum der Indianer erst dahin gebracht sein wird, dass er durch seiner Hände Arbeit sich seinen Lebensunterhalt verdienen kann, dann kann der Kampf für die Zivilisation der Indianer als gewonnen betrachtet werden.“

Frl. Reel empfiehlt daher, dass in den Schulen der Indianer die Unterweisung in allen praktischen Dingen, im Ackerbau und Viehzucht, im Nähen, Kochen und Waschen, in der Teppichweberei etc., eingeführt werde.

Eine Schule für zukünftige Bettler wurde kürzlich durch die Polizei in Chicago entdeckt. Ein Charles Adams war der erfolgreiche Unternehmer, der einen regelmässigen Unterricht in der Kunst zu betteln erteilte.

In Petersburg, Ind., müssen nette Zustände in den Schulen herrschen. Dort wurde ein Lehrer, Wesley Dugan, so berichtet das „School Journal von New York“, von seinen älteren Schülern an dem Tage nach Weihnachten nach einem Teiche geschleppt, um untergetaucht zu werden. Er entkam ihnen, indem er in das Wasser watete und sich an einem Stumpf festhielt. Von dort wurde er durch Steinwürfe vertrieben und so gezwungen, nach dem jenseitigen Ufer zu schwimmen. Er war dem Ertrinken nahe, als ihn ein Farmer rettete.

Dem vom Präsidenten der Columbia Universität, Seth Low, verfassten und veröffentlichten Berichte über die Thätigkeit des Institutes im verflossenen Jahre entnehmen wir folgendes: Der Universität wurden an Schenkungen \$554,000 zu teil, wovon \$103,430.29 zur sofortigen Verwendung kamen. Die Gesamtkosten der Führung des Institutes betrugen \$950,000. Die Ausgaben überstiegen die Einnahmen um \$17,328.47.

Der Lehr- und Verwaltungskörper der Universität besteht aus 375 Beamten, von denen 87 den Rang ordentlicher Professoren bekleiden. Die Zahl der Studenten stieg im letztem Jahre auf 3958.

Bedeutende Erweiterungen erfuhr die Anstalt dadurch, dass das „Barnard College“ für Frauen und das „Teachers College“ für Studenten beiderlei Geschlechts der Universität einverleibt wurden.

VI. Vermischtes.

Die deutsche Sprache. Der französische Gesandte am Berliner Hofe in den fünfziger Jahren äusserte sich einmal einem berühmten deutschen Schriftsteller gegenüber, dass die deutsche Sprache doch mit der französischen in gar keinem Vergleiche stände. „Die Deutschen“, so fuhr der Franzose fort, „sind nicht im stande, in ihrer Sprache das genau auszudrücken, was sie sagen wollen. Die Sprache ist plump und unbehilflich. Es ist ein solcher Wust von Worten, die durchaus überflüssig sind, die vielfach nur dasselbe sagen, so dass man sich aus diesem Labyrinth nicht zurechtfinden kann. Ihrer Sprache fehlen eben die feinen Nuancen, wie sie die unsrige hat.“ — „Oh“, entgegnete ihm der Deutsche, „ich kenne doch meine Muttersprache ganz gut, das ist mir aber noch nicht aufgefallen, dass bei uns zwei Wörter ganz dieselbe Bedeutung haben.“ — „Ach, da könnte ich Ihnen doch einige Beispiele nennen.“ — „So, da bin ich begierig.“ — „Na, also zum Beispiel: Nennen und heissen.“ — „Dass ich nicht wüsste“, erwiderte der Schriftsteller, „ich kann meinem Diener wohl heissen, etwas zu thun, aber nicht nennen.“ — „Hm, ja allerdings, da haben Sie recht, aber dann: Speisen und essen.“ — „Oh nein, Sie können z. B. 100 Arme speisen, aber nicht essen!“ — Da haben Sie auch wieder recht, aber nun: Senden und

schicken?“ — „Erst recht nicht, mein Herr. Sie sind wohl ein Gesandter, aber kein Geschickter!“ — Dem Gesandten soll von da an die deutsche Sprache noch unsympathischer gewesen sein.

Die Kinderpsychologie treibt allerlei Blüten. Stellte jüngst eine Lehrerin in London an 300 Knaben und Mädchen (10—13 Jahre) die Frage: Würdest du, wenn du erwachsen bist, vorziehen, ein Mann oder eine Frau zu sein und warum? Etwa 100 Mädchen wünschten Männer zu sein, um als Soldaten dienen oder Entdeckungsreisen unternehmen zu können, oder weil der Mann mehr Freiheit hat, mehr verdient und mehr erbt Nur zwei Knaben wünschten dem andern Geschlecht anzugehören, weil die Frau nichts thut und das Geld des Mannes ausgeben kann.

Amtsstil. Auf einer Warnungstafel im Salzkammergute ist zu lesen: „Dieser Weg ist kein Weg; wer es aber thut, bekommt einen Tag Arrest oder 5 Gulden.“

Stossseufzer eines Landpfarrers. Unter alten Aktenstücken hat der „Kirchliche Anzeiger für Württemberg“ etliche Kuriosa aufgestöbert, darunter nachfolgenden poetischen Stossseufzer eines Landpfarrers, dem Fortuna wohl vieles Lebendige, doch wenig Gemünztes beschert hat:

„Ach, meine Pfarr ist gar zu klein
Und trägt so karge Sportel ein,
Dass ich bald haben werd', o wehl!
Mehr Gläubiger als Gläubige.“

Aus Kindermund. L.: Wann
sind die Tage am längsten? Sch.:
Wenn me muess schaffe. — L.: Hier
steht: Da hat ein Bauer seinen Sitz.
Was bedeutet das? Sch.: Er hat ein
Bänklein vor dem Hause.

Aus Schülerheften. Die
Gans ist ein Schnabeltier; sie ist mit
Federn überzogen. — In dem Gedicht
„Die Bürgschaft“ schillert F. Schiller
die Freundestreue. — Hans Waldmann
wurde gefangen genommen und ge-
polstert. — Die Gotthardbahn führt
uns zum munteren Tschenere (M.
Cenere).

Ein Zukunftsbild. Schau-
platz: Eine Schulstube im zwanzig-
sten Jahrhundert. Lehrer (zu einem
neu angemeldeten Schüler: „Hans,
hast Du einen — — —?“ — „Ja,
Herr Lehrer!“ — „Bist Du gegen
Croup inoculiert?“ — Ja, Herr Leh-
rer!“ — „Bist Du mit Cholerabacillus
geimpft?“ — „Ja, Herr Lehrer!“ —

„Hast Du eine schriftliche Garantie,
dass Du gegen Keuchhusten, Masern
und Scharlach immunisiert bist?“ —
„Ja, Herr Lehrer!“ — „Hast Du eigen-
es Trinkgefäß?“ — „Ja, Herr Leh-
rer!“ — „Bist Du damit einverstan-
den, dass wöchentlich einmal Deine
Bücher mit Schwefel eingeräuchert
und Deine Kleider mit Chlorkalk be-
sprengt werden?“ — „Ja, Herr Leh-
rer!“ — „Hans, Du besitzt alles, was
die moderne Hygiene verlangt. Jetzt
kannst Du über jenen Draht steigen,
einen isolierten Aluminiumsitz ein-
nehmen und anfangen, Deine Rechen-
exempel zu machen.“

Aus der Schule. Lehrer: „Was
ist ein Amphibium, Meyer?“ —
Meyer schweigt. — Lehrer: „Nun, ein
Tier, das teils auf dem Lande —“
— Meyer: „Und teils in der Stadt
lebt!“

Amtliche Verwarnung. „Es
wird hiemit bekannt gemacht, dass
das Vieh nicht mit offenen Lichtern
und brennenden Zigarren sondern
nur mit geschlossenen Laternen ge-
füttert werden darf.“

Bücherbesprechungen.

Journalistic German. Se-
lected from Current German Periodi-
cals. Edited by Aug. Prehm, Ph.
D., Columbia Grammar School. New
York. American Book Co.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe
gestellt, den deutschlernenden Ame-
rikanern mit den Ideen, dem Schaf-
fen und den Wortschätzen des neu-
en Deutschland bekannt zu machen.
Der schmachtende Jüngling, die hy-
pergefühlvolle Jungfrau der ersten
Hälfte des verflossenen Jahrhunderts,
die Liebes- und Naturpoesie der Ro-
mantischen Dichter, gehören dem
alten Deutschland an. Rasselnde
Maschinen, Dampferkolosse, Kolonial-
pläne, Elektrizität sind die Signatur
des neuen Deutschland. Diese neue
Zeit mit ihren materiellen Interessen
soll der deutschlernende Nichtdeut-
sche kennen lernen. Die in dem vor-
liegenden 148 Seiten (guter, klarer
Lateindruck) enthaltenen Artikel sind
den besten deutschländischen Zeit-
schriften entnommen. Dem Texte
schliesst sich ein reiches Vokabula-
rium an. Als Ergänzungslektüre für
Hochschul- und Universitätsklassen

kann das Werk bestens empfohlen
werden. Der Studierende wird ver-
traut mit der Sprache des aktuellen
Lebens, mit dem Wortschatze der In-
dustrie, der Kunst, des Handels, des
Reiseverkehrs und Gerichtssaales.
Dass neben ganz vorzüglichen Arti-
keln von bleibendem Werte auch Min-
derwertiges erscheint, kann nicht ver-
schwiegen werden. Als Ganzes ist das
Werkchen den Zielen des Verfassers
entsprechend ausgefallen.

German Lyrics and Bal-
lads, with a few epigrammatic po-
ems. Selected and arranged by
James Taft Hatfield, Profes-
sor of German Language and
Literature in Northwestern Universi-
ty. Price ?

Unter diesem Titel bringen D. C.
Heath & Co. ein neues Werkchen von
162 Seiten Text auf den Markt, wel-
ches sich würdig den in demselben
Verlag erschienenen Textbüchern für
den neusprachlichen Unterricht an-
schliesst. Der verstorbene Professor
Ruggles von Dartmouth College, wel-
cher die Sammlung begonnen, hat in
Prof. Hatfield einen würdigen Testa-

mentsvollstrecker gefunden. Von den besten Erzeugnissen der deutschen Epik und Lyrik hat Herr Prof. Hatfield das Beste gewählt und mit der sicheren Hand des erfahrenen Schulmannes aneinandergereiht. Eine prächtig gehaltene Einleitung über Göthe als Lyriker und die Romantische Schule, sowie eine Fülle ausgezeichneter Erklärungsnoten geben dem Werke einen hohen Wert als Buch für Schule und Haus. Ausstattung und Druck lassen nichts zu wünschen übrig.

B. A. A.

E t y m o l o g i s c h e B e l e h r u n g e n im Seminar von Dr. Franz Ziemann, Seminardirektor in Pr. Eylau. Verlag von Ferdinand Hirt, Breslau.

Das ansprechende Werkchen ist dazu bestimmt, den an Seminarien gebrauchten Lehrbüchern der deutschen Sprache, insbesondere der vortrefflichen Schulgrammatik von Martin als Ergänzung zu dienen, indem sie den etymologischen Teil ausführlicher behandelt. In glücklicher Weise hat der Verfasser seine Aufgabe gelöst. Gar manches, was wir zu verstehen glauben, oder woran wir achtlos vorübergehen pflegen, wird auf seinen Ursprung zurückgeführt. So wird im ersten Kapitel, welches über „scheinbare Tiernamen“ handelt, dargethan, dass die Maulaffen, welche man zuweilen feil hält, ebenso wenig etwas mit dem Affen zu thun haben, als die Maulesel mit dem Maule. Maulaffen halten ist eben nur ein Ausdruck für das müßige „Maul offen halten“, dass aber ein Maulesel ein mulus ist, weiss jeder Abiturient, der zwar den Staub des Gymnasiums bereits abgeschüttelt, aber noch nicht die heilige Schwelle der alma mater überschritten hat. — Die Enten, welche in der flauen Saison umherfliegen und sich gewöhnlich in der Redaktionsstube einer politischen Zeitung niederlassen, sind auch keine wirklichen Enten; sie werden zurückgeführt auf „Legenden“, woraus der Volksmund „Lügenden“, „Lügenten“ und schliesslich „Enten“ gemacht hat.

Andererseits werden versteckte Tiernamen wieder zu Ehren gebracht. So sind die Schlaraffen schlarrende oder schlurrende, d. h. laut schlüpfend dahingehende Affen. Die zeitweilig peinliche Handlung des „Berappens“ wird auf eine alte Münze zurückgeführt, welche das Bild eines Vogels, vielleicht eines Raben, trug. Auch dem botanischen Gebiet stattet der

Verfasser einen kurzen Besuch ab und beweist unter anderem, dass die Ohrfeige nichts mit der Süßigkeit einer Feige zu thun hat, sondern einfach „Ohrstreich“ bedeutet. Die Synonyma „Maulschelle“, „Backpfeife“ und „Dachtel“ werden ebenfalls unter die Lupe genommen, und so wird die „Dachtel“ mit Recht als etwas bezeichnet, womit man jemandem aufs Dach steigt. Dem „Hagestolz“ wird Gerechtigkeit angethan; es wird bewiesen, dass dieses vielfach angefeindete Wesen gar keinen Stolz besitzt, und dass es sich nicht mit einer Stachelhecke gegen die Angriffe weiblicher Herzen schützen will; es ist einfach der auf einem Hag d. h. kleinem Hof Eingestellte.

Ein Kapitel von allgemeinem Interesse ist das über unsere Vornamen. So mancher friedfertige Philister wird mit Erstaunen und Befriedigung ersehen, welch kriegerische Bedeutung sein Namen hat. Die Namen unserer Wochentage, Monate und Feste werden auf ihren germanischen oder klassischen Ursprung zurückgeführt. Unerwartete Ehre geschieht unserem „Samstag“, dem ein heidnischer Gott, Samo, zugrunde liegen soll.

Ein besonderes Kapitel widmet der Verfasser der Geselligkeit. Er schlägt vor, dasselbe mit den Seminaristen in einer „Unterhaltungsstunde“ am Sonntag durchzunehmen. Was würden unsere amerikanischen Mucker und Wassersimpel dazu sagen? Da heisst es: Du magst deinen Durst (Zustand des Dürreseins) in mässiger Weise löschen. Das ist ein gern befolgter Rat. Wenn aber der Verfasser die Seminaristen davor warnt, Champagner oder Sekt zu trinken, so hat er eine ausserordentlich optimistische Vorstellung von der Leistungsfähigkeit eines Seminaristenportemonnaies. Enttäuschend muss es bei der sonst erfrischenden Trinkfrage wirken, dass die so gut deutsch klingenden Wörter „Schoppen“ und „Seidel“ beide klassischen Ursprungs sind; der erstere ist nämlich der griechische skyphos, das zweite die lateinische situla. Vor dem Bockbier warnt der Verfasser (auf Grund eigener Erfahrung?), weil es wie ein Bock wirken könnte, den der wackeren Zecher zu Boden wirft. Die in unseren Kartenspielen gebräuchlichen Ausdrücke werden sinnreich erklärt. Dem edlen Skat wird gebührendes Lob gezollt. Etwas umständlich wird es hergeleitet von écartier d. h. dem Weglegen von Karten. Das Schwein, oder kräftiger gesagt, die

Sau, welche mancher Spieler zum Ärger seiner Mitspieler zuweilen hat, wird erklärt durch das Bild eines Schweines, welches auf den älteren Karten das As bezeichnete. Der Spieler hat also wider alles Verdienst die höchste Karte und „trumpft“ damit die andern ab, d. h. er „trumpht“ über sie.

Aus dieser etwas ausgeschmückten Blütenlese ist zu ersehen, dass das treffliche Büchlein neben einer Fülle des Wissenswerten auch genügende Unterhaltung bietet, und das ist in unseren Augen kein Fehler. O. B.

Fibel für Schüler nicht-deutscher Abkunft. Von Bernard A. Abrams, Hülfsuperintendent der öffentlichen Schulen, Milwaukee, Wis. American Book Co. New York. 1901. Klein 8°. 53 Seiten.

Dieses Buch ist, wie sein Titel besagt, als Anfangsbuch für Schüler nichtdeutscher Abkunft bestimmt, und bei der Bearbeitung desselben waren wohl die Milwaukee Verhältnisse massgebend. Nach einem einjährigen Unterricht nach einem vom Schulrat herausgegebenen Manual soll die Fibel den Schülern in die Hand gegeben werden. Die Schüler sind schon im stande, kurze englische Sätze zu lesen. Der Leseprozess ist ihnen somit nicht mehr fremd.

Darauf hat der Bearbeiter der Fibel Rücksicht genommen. Deshalb treten gleich auf der ersten Seite der Fibel grosse und kleine Druckbuchstaben auf, aber nicht etwa vereinzelt sondern gleich in Wörtern. Da die Schüler auf dieser Stufe die „lateinischen Buchstaben“ — Antiqua — kennen, so knüpft diese Fibel an das Bekannte an und bringt auf den ersten 45 Seiten nur Lateindruck. Schreibschrift enthält das Buch überhaupt nicht, weder deutsche noch lateinische. Dies wäre somit der Anfang, uns vor dem deutschen Schreibzopf, der Doppelwährung in unserer Schrift, zu befreien.

Die ersten neun Seiten des Buches enthalten Wortgruppen, welche nach der Lautähnlichkeit geordnet sind. Auf Seite 10 treten Sätze auf, und die Sätze sind nicht etwa isoliert, wie: „Das Dach ist hoch; die Dose ist neu; im Dome steht eine Orgel“, u. s. w. sondern es besteht ein innerer Zusammenhang: „Alma und Olga sind in der Schule. In der Schule sind viele Zimmer“, u. s. w. Der Inhalt ist dem kindlichen Auffassungsvermögen angepasst; es sind die Erlebnisse mehrerer Knaben und Mädchen in der

Schule, während der Pause, am Mittagstisch, bei der Feier des Geburtstages und beim fröhlichen Spiel. Dann kommen zwei Märchen: Das Rotkäppchen und Dornröschen in sehr einfacher Form. Ferner ist eine Beschreibung der Danksagungstagsfeier enthalten, sowie mehrere Rätsel, Lieder und Kinderreime. Auf Seite 46 treten die deutschen Druckbuchstaben auf, zuerst neben den lateinischen und auf Seite 53 allein. Der Druck ist gross und klar; Buchstabenweite und Zeilenweite entsprechen den Anforderungen, welche man an ein erstes Schulbuch stellt. Die Ausstattung des Buches ist gut. Es enthält keine Bilder und keine Vorrede. J. E.

Maria Stuart, ein Trauerspiel von Schiller; edited with German Comments, Notes, and Questions by Margarethe Mueller and Carla Wenckebach. Boston, Ginn & Comp. The Athenaeum Press. 1900. XXX+262p.

Ogleich schon mehrere gute Bearbeitungen von Schillers Maria Stuart erschienen sind, wie die ganz neue Schönfeldsche Ausgabe, (The Macmillan Comp. 1899), darf doch auch dieses vorliegende Buch Anspruch erheben auf eingehendere Prüfung. Als grosse Neuerung finden wir zunächst die historische und litteraturgeschichtliche Einleitung in deutscher Sprache geschrieben, leicht genug, um dem einigermaßen fortgeschrittenen Schüler verständlich zu sein, und an sich wertvolles Material zum Lesen und Sprechen bildend. Die Anmerkungen am Ende sind knapp, klar, und doch genügend, um ein Kommentar zu geben zu dunklen Stellen im Text. Die entwickelnden Fragen dürften manchem Lehrer willkommen sein, da sie nützliche Winke enthalten zur zweckmässigsten Behandlung und Ausnutzung des Gelesenen. Maria Stuart kann von nun an mehr zur Schullektüre benutzt werden, da so gute Ausgaben wie die von Schönfeld und diese von Müller-Wenckebach dem Lehrer zu Gebote stehen.

Krieg und Frieden. Erzählungen von Emil Frommel, „Villamaria“ und Hans Hoffmann. For use in School and College; selected and edited with introduction and notes by Dr. Wilhelm Bernhardt. Boston. Ginn & Comp. The Athenaeum Press. 1900. VIII+120 p.

Der Herausgeber dieses Büchleins hat einen guten Griff gethan in der Auswahl der drei kleineren Erzählun-

gen, welche dieser Band enthält. Mutterliebe, von Emil Frommel; der Sohn der Pussta, von „Villamaria“, (Frau Marie Timme), und Publius, von Hans Hoffmann. Der erste dieser drei Verfasser bedarf als Geschichtenerzähler keiner Einführung mehr bei uns, während die beiden Letzteren uns noch nicht bekannt waren. Die Erzählungen sind ganz verschieden unter einander und dürften sich für Knaben- oder Mädchenklassen gleich fesselnd und anregend erweisen. Die ausgiebigen Anmerkungen werden sehr gewiss viel zum Verständnis des lokalen oder historischen Hintergrundes und anderer Eigentümlichkeiten im deutschen Volks- oder Kleinstadtleben beitragen.

German Exercises. Material to translate into German. Book II, by J. Frederick Stein. Boston. Ginn & Comp. The Athenaeum Press. 1900. VI+114p.

Vielen Lehrern, welche Steins German Exercises, Band I benutzen, wird auch dieser zweite Teil willkommen sein. Es ist noch eine Menge neuer Lesestücke, Briefe und Ähnliches geboten zum Übersetzen ins Deutsche. Einleitung und Anhang enthalten gute Regeln und Übungen für besondere grammatische Schwierigkeiten. Das ausgezeichnete kleine Buch eignet sich für jüngere Klassen als das von Fräulein Wenckebach.

A German Reader with Notes and Vocabulary by Howard Parker Jones, Ph. D. New York. D. Appleton & Co. 1901. XI+312p. (Twentieth Century Text Books.)

Der Mangel guter deutscher Lesebücher, auch für ältere Schüler passend, war längst sehr fühlbar geworden. Dieses Lesebuch bietet eine anregende Sammlung guter Lesestücke in Poesie und Prosa, vom Leichtesten zu Schwerem fortschreitend. Für

grössere Schulklassen, wo die Anschaffung vieler verschiedener Bücher schwierig, wird sich dieses Lesebuch besonders eignen, da es in dem einen Bande fast Stoff genug enthält für einen zweijährigen Kursus, auch ist das Wörterbuch ausgiebig genug, um die Anschaffung eines grösseren unnötig zu machen. Ausstattung des Buches mit Druck, Papier und Einband ist hübsch und dauerhaft. Es ist schade, dass der erste Teil des Buches so mit Zahlen im Text und Anmerkungen am Fusse jeder Seite überhäuft ist. Es dürften sich Auswege finden lassen, um diese störenden und dem Schüler die Arbeit ungebührlich erleichternden „Eselsbrücken“ zu vermeiden.

Twenty Questions and Answers. Kurzgefasste Konversations-Grammatik der deutschen Sprache von Hedwig Neuhaus. Selbstverlag. 28 p.

Ähnlich wie die längst bekannten „Tabellen“ von A. A. Fischer, bietet dieses Büchlein in kürzester Form die für die Repetition oder das Examen notwendigsten Tabellen für Konjugation, Deklination, Plurale etc. und wird Lehrern und Schülern von gleichem Nutzen sein.

C. Grosse.

Die Oktober-Nummer der Pestalozzi-Studien (Liegnitz bei Carl Seyffarth) bringt einen Bericht des Direktors Rendschmidt über das pädagogische Leben in Yverdon, der manche neue Seite klar legt, ferner ein sehr anerkennendes Wort von E. M. Arndt über Pestalozzi, eine biographische Skizze des Direktors des Joachimsthalschen Gymnasiums Snethlage in Berlin, des Hauptgegners Pestalozzis, dessen Ideal allerdings — was in unserer Zeit besonders interessant ist — die chinesische Staatsverfassung ist — und einige wenig bekannte Aussprüche Pestalozzis.

Eingesandte Bücher.

Das Lied von der Glocke (Schiller). With Introduction, Notes, and Vocabulary by W. A. Chamberlin, Assistant Professor of Modern Languages, Denison University. Boston, D. C. Heath & Co. 1900. Price 20 cts.

Freundliche Stimmen an Kinderherzen. Herausgegeben unter Mitwirkung einer Kommission des Schweiz. Lehrervereins. Verlag: Art. Institut Orell Füssli, Zürich.